

CHRONIK
DER
LUDWIG-MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN
1982/83

Herausgeber: Das Präsidialkollegium der Ludwig-Maximilians-Universität

Redaktionelle Koordination: Pressereferat der Ludwig-Maximilians-Universität, München Geschwister-Scholl-Platz 1, 8000 München 22, Telefon: (0 89) 21 80-34 23, Telex: 52 98 60

Grafiken und Statistiken: Planungsstab

Druck: Seitz Druck GmbH München

Copyright: Nachdruck auch auszugsweise nur mit Genehmigung des Herausgebers.
ISBN 3-922480-02-0

Vorbemerkung

Nach rund fünfzehnjähriger Pause legt die Ludwig-Maximilians-Universität wieder eine Chronik vor. In dieser Zeit hatte die Universität eine Reihe schwieriger Aufgaben zu bewältigen. Erinnert sei an die unruhigen späten sechziger Jahre, an Reformwünsche, Reformversuche, an die Integration der Pädagogischen Hochschule 1972, an das Inkrafttreten des Bayerischen Hochschulgesetzes und die damit verbundene Neugliederung der Universität 1974, an die Einführung der neuen Personalstruktur ab 1978 und an die schmerzlichen Stellenstreichungen, deren Ende wir sehnlichst erhoffen.

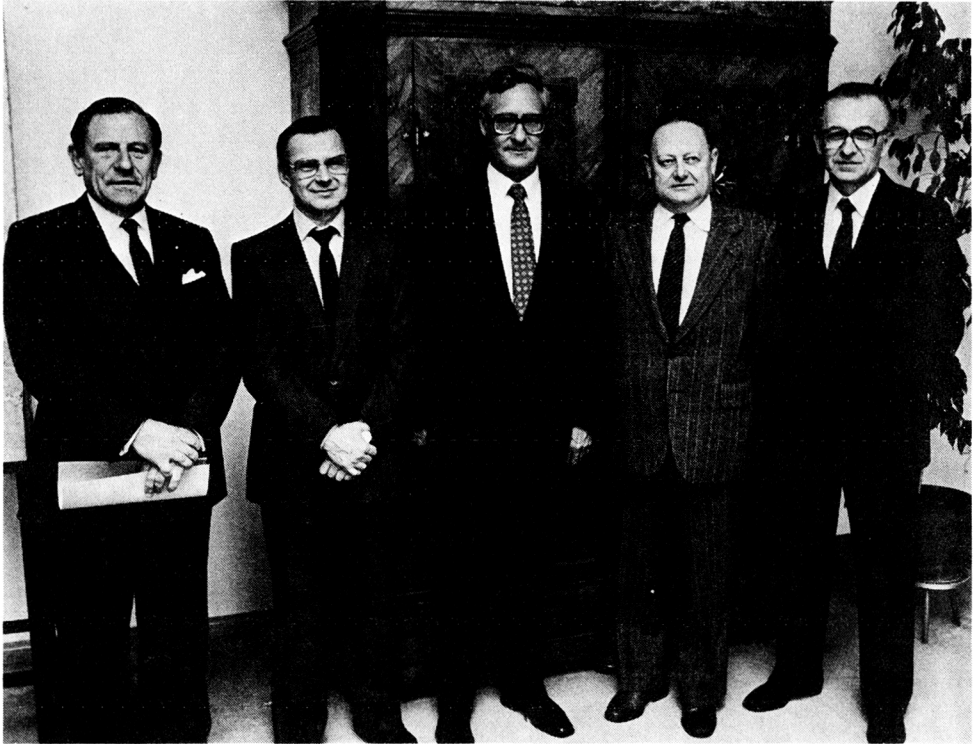
Die Universität ist in diesen Jahren viel größer geworden, das Klinikum Großhadern, die Physikbauten in Garching und eine Reihe weiterer neuer Institutsgebäude an mehreren Standorten sind hinzugekommen. Die Studentenzahl ist enorm gewachsen. All das im zeitlichen Ablauf darzustellen wird irgendwann einmal die Aufgabe von Historikern sein.

Bis 1830 reichen die gedruckten Rektoratsreden zurück. 1913 wurde daraus das Universitätsjahrbuch, dessen Erscheinen 1935 eingestellt wurde. Zur Achthundertjahrfeier der Stadt München erschien dann 1958 wieder das Universitätsjahrbuch, das – vom Universitätsarchiv redaktionell betreut – unter dem Titel „Universitätsjahreschronik“ bis zum Berichtsjahr 1967/68 fortgeführt wurde. Für die Wiederaufnahme der Universitätschronik haben wir als Stichtag den 1. Mai 1982 gewählt. Der vorliegende Band schließt mit Oktober 1983 ab.

Die Unversitätschronik soll mit dazu beitragen, die Bindungen innerhalb unserer sehr groß gewordenen Universität zu festigen.



Wulf Steinmann



Das Präsidiakollegium

Vizepräsident Prof. Nepomuk Zöllner, Vizepräsident Prof. Hans-Dietrich Stachel, Präsident Prof. Wulf Steinmann, Kanzler Franz Friedberger, Vizepräsident Prof. Otto Speck. (v. l. n. r.)
(Foto: Firsching)

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorbemerkung	3
BERICHTE	
Bericht des Präsidialkollegiums 1982/83	7
AUS DEM LEBEN DER UNIVERSITÄT	
Gedenkfeier für die Weiße Rose am 22. Februar 1983	
— Kranzniederlegung	30
— Anneliese Knoop-Graf Zum Gedenken an die Weiße Rose	32
— Prof. Hermann Krings Das Zeichen der Weißen Rose	39
Gedanken zum deutsch-jüdischen Dialog	
Vortrag von Prof. George L. Mosse zur Eröffnung der Gastprofessur für jüdische Geschichte	48
KURZBIOGRAPHIEN	
der von auswärts berufenen Professoren (1. 5. 1982 – 30. 9. 1983)	59

BERICHTE

Bericht des Präsidialkollegiums

Am 24. November 1983 hat das Präsidialkollegium – Präsident Prof. Wulf Steinmann, die Vizepräsidenten Prof. Hans-Dietrich Stachel, Prof. Nepomuk Zöllner, Prof. Otto Speck, Kanzler Franz Friedberger – der Versammlung der Universität den Jahresbericht 1982/83 vorgelegt.

Zu den Aufgaben der Versammlung gehört nach dem Bayerischen Hochschulgesetz die Entgegennahme des Jahresberichts der Hochschulleitung. Das Präsidialkollegium knüpft an die Jahresberichte vom Juli 1977 und Januar 1979 an und berichtet im folgenden über den Zeitraum seit seinem Amtsantritt am 1. Mai 1982 bis Ende des abgelaufenen Studienjahres, das ist der 30. September 1983; zur Verdeutlichung wird im Einzelfall auch weiter ausgegriffen.

Die Situation der Ludwig-Maximilians-Universität im 512. Jahr seit ihrer Gründung läßt sich kurz so charakterisieren:

Während im Wintersemester 1983/84 die Studentenzahl erstmals 50.000 überstieg,

- muß sich die Universität mit der Frage beschäftigen, wie sie innerhalb von 2 Jahren 33 Stellen abbauen kann,
- ist sie gezwungen, nach Wegen zu suchen, wie eine Kürzung der Forschungsmittel um 15 % gerecht verteilt werden kann, während die sonstigen Mittel schon seit mehr als 8 Jahren nicht mehr mit der Inflationsrate Schritt halten,
- versucht sie sich bürokratischer Einengungen zu erwehren, z. B. bei der Frage der angemessenen Vergütung der Institutssekretärinnen.

*Erstmals über
50.000
Studierende*

I.

Nach dem 2. Weltkrieg begann die Universität München im Jahr 1947 ihren vollen Lehr- und Forschungsbetrieb wieder mit rund 10.000 Studierenden. Als sich diese Zahl innerhalb von 15 Jahren bis 1962 verdoppelt hatte, wurde einige Jahre lang ernsthaft über eine dritte Universität für München nachgedacht. Rund 15 Jahre später war die Studentenzahl der Ludwig-Maximilians-Universität abermals doppelt so hoch: Im Wintersemester 1978/79 waren mehr als 40.000 Studierende eingeschrieben; inzwischen waren in Regensburg, Augsburg, Bayreuth, Bamberg und Passau neue Universitäten gegründet und die Diskussion um „München III“ längst eingeschlafen. Heute, eine knappe Studenten-Generation nach 1978/79, ist die Zahl von 50.000 Studierenden überschritten; bis heute haben sich für das laufende Wintersemester 51.200*) ordentliche Studierende immatriku-

*Anlage 1: Grafik
„Studenten-
zahlen 1946/47
bis 1983/84“*

*Bisher: alle
15 Jahre Ver-
doppelung der
Studentenzahlen*

*) Studentenzahlen WS 1983/84: Stand 21. November 1983

liert. Nun wird die Entwicklung so nicht weitergehen: sonst hätte die Universität München zur Jahrtausendwende weit über 100.000 Studierende. Wir wissen, daß die höchsten Abiturientenzahlen 1986 bis 1988 erreicht werden und rechnen deshalb nach 1988 im Bundesgebiet mit der größten Studienplatznachfrage. Diese wird voraussichtlich um weniger als 15 % über den heutigen Zahlen liegen. Wenn keine unvorhergesehene Entwicklung eintritt, ist also damit zu rechnen, daß die Studentenzahl unterhalb der 60.000-Grenze bleibt.

Prognose

Von den 51.200 Studierenden (im Vorjahr waren es 48.300), sind etwa 8.500 Studienanfänger, das heißt sie beginnen ein Studium im 1. Fachsemester. Davon sind 5.900 Studierende im 1. Hochschulsesemester, 2.600 haben das Studienfach gewechselt oder nach erfolgreich abgeschlossenem Studium ein Zweitstudium begonnen. Die Anfängerzahl im 1. Fachsemester liegt knapp über, diejenige im 1. Hochschulsesemester knapp unter der des Vorjahres. Die Zunahme der Studentenzahl um 2.900 (das heißt 6%) ist also auf eine längere Verweildauer der Studierenden zurückzuführen. Der Grund dafür ist wohl einerseits in der sich verschlechternden Arbeitsmarktlage zu sehen, die die Studierenden veranlaßt, sich noch sorgfältiger und eingehender auf die Prüfungen vorzubereiten, um möglichst gute Ergebnisse zu erzielen und außerdem noch zusätzliche Qualifikationen zu erwerben. Zum anderen führen die immer schlechteren Studienbedingungen ebenfalls zu verlängerten Studienzeiten.

*Zuwachs
resultiert aus
verlängerter
Verweildauer*

*7 Fakultäten mit
Hochschulgröße*

Das Anwachsen der Studentenzahl hat dazu geführt, daß es heute bereits 7 Fakultäten (Juristische Fakultät, Fakultät für Betriebswirtschaft, Medizinische Fakultät, Philosophische Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften, Philosophische Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft I, Philosophische Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft II, Sozialwissenschaftliche Fakultät) mit jeweils mehr als 4.000 Studierenden gibt. Jede dieser Fakultäten ist also größer als manche der neugegründeten Universitäten.

*Zahl der
Lehramts-
studierenden
weiter rückläufig*

Die Zahl der Lehramtsstudierenden ist in den letzten Jahren stetig zurückgegangen. Diese Entwicklung setzt sich, zum Teil sogar verstärkt, bis in das laufende Wintersemester fort.

Während der Anteil der Lehramtsstudierenden an der Gesamtstudentenzahl Mitte der 70er Jahre noch ein Drittel ausmachte, liegt er jetzt bei 13 %; bei den Studienanfängern, von denen 1972 die Hälfte Lehramtskandidaten waren, beträgt er weniger als 10%. Im Vorjahr haben sich noch 1.100 Studierende im 1. Fachsemester für ein Lehramtsstudium eingeschrieben, im laufenden Wintersemester sind es nur noch 835. Besonders hervorzuheben ist der starke Rückgang beim Lehramt an Gymnasien. Hier hat die Zahl der Studienanfänger gegenüber dem Vorjahr um 35% von 530 auf 340 abgenommen. Die Ausbildung für das Lehramt an Gymnasien, bis vor kurzem noch der Studienbereich mit der größten Studentenzahl, wird also künftig quantitativ kaum ins Gewicht fallen: den 340 Kandidaten für alle 19 gymnasialen Lehramtsfächer, die sich auf 16 Fakultäten verteilen, stehen z. B. knapp 1.000 Einschreibungen allein im Fach Rechtswissenschaft gegenüber. Dirigistische Maßnahmen, wie sie das Kultusministerium in seinem

*Auf dirigistische
Maßnahmen
verzichten!*

Konzeptvorschlag vom 4. Juli 1983 vorsieht, erübrigen sich bei diesem marktkonformen Verhalten der Studienanfänger. Die Universität hat die Staatsregierung deshalb mit Nachdruck darum ersucht, von den geplanten Maßnahmen – Einführung neuer Zulassungsbeschränkungen in Lehramtsstudiengängen und Stellenabbau in den Fachwissenschaften, die auch Lehramtskandidaten ausbilden – abzusehen.

In manchen anderen Fächern und Fachbereichen sind die Studentenzahlen nur deshalb relativ konstant geblieben, weil Zulassungsbeschränkungen verhinderten, daß alle Bewerber um einen Studienplatz in München auch eingeschrieben wurden. Zu den Fächern mit dem größten Bewerberüberhang zählt neben den „harten“ Numerus clausus-Fächern (Medizin, Zahnmedizin, Tiermedizin, Lebensmittelchemie, Pharmazie, Forstwissenschaft, Biologie und Psychologie) die Betriebswirtschaftslehre mit knapp 1.300 Bewerbern für 200 Plätze; hier mußten über 1.000 Interessenten an andere Studienorte verwiesen werden.

Numerus-clausus-Situation

Über 51.000 Studierende bedeuten eine steigende Belastung der Universität mit Lehraufgaben. Die Ressourcen der Universität (vgl. III-V) halten mit dem Anstieg der Studentenzahlen in keinem Bereich Schritt: Weder Personal noch Mittel noch Flächen der Universität haben sich in den vergangenen Jahren nach oben entwickelt. Damit ein noch verantwortbares Niveau der Ausbildung gehalten werden kann und sich die Studienbedingungen nicht unzumutbar verschlechtern, aber auch damit die Forschung an der Universität trotz der starken Belastung mit Lehraufgaben nicht zu kurz kommt, sind Zulassungsbeschränkungen in den kommenden Jahren noch weniger zu vermeiden als bisher. Wenn mit der Abiturientenzahl auch die Zahl der Studienbewerber weiter zunimmt, wird in den zulassungsbeschränkten Fächern die Zahl und der Anteil der Bewerber, die wir abweisen müssen, ebenfalls zunehmen. Außerdem werden wir dann für weitere Fächer, deren Aufnahmekapazität heute schon nahezu erschöpft ist, Zulassungsbeschränkungen einführen müssen. Zu einem totalen Numerus clausus – sei es ein Aufnahmestop für Studienanfänger überhaupt oder seien es Zulassungsbeschränkungen für alle Fächer – wird es an der Universität München jedoch in absehbarer Zeit nicht kommen. Noch ist jeder dritte Studienplatz ohne Zulassungsbeschränkung zugänglich, und auch in vielen Numerus clausus-Fächern bekommt in einem langwierigen, mehrstufigen Verfahren schließlich doch fast jeder Bewerber einen Platz. Nur für ein Achtel der Studienplätze, insbesondere in den harten Numerus clausus-Fächern übersteigt die Zahl der Bewerber die Zulassungszahl erheblich, oft sogar um ein Mehrfaches.

Kein „totaler NC“ an der Universität München

Die Überfüllung der Universität München bringt Erschwernisse für Lehrende und Studierende mit sich. Zu den Erschwernissen, die den Studierenden aus der besonderen Situation der Ludwig-Maximilians-Universität erwachsen, kommen weitere aus dem Bereich der Ausbildungsförderung hinzu. Die Situation hierbei hat sich im Berichtszeitraum deutlich verschlechtert – die Zahl der Geförderten sank von einem Drittel auf weniger als ein Viertel der Studierenden und die der Vollgeförderten von 13% auf 5%; die Auswirkungen der Umstellung auf reine Darlehensförderung ab

August 1983 bleiben abzuwarten. Der geringfügige Rückgang der Studienanfängerzahl (1. Hochschulsemester) gegenüber dem Vorjahr ist möglicherweise auch darauf zurückzuführen.

Verschlechterung bei der Ausbildungsförderung und bei der Graduiertenförderung

Graduiertenförderung findet derzeit nicht statt: Während 1979 125 Promotionen unterstützt werden konnten, laufen derzeit noch 14 Förderungen, und diese nur noch bis zum Jahresende. Ein neues Graduiertenförderungsgesetz, das die Bundesregierung vorgelegt hatte, ist am Widerstand der Länder gescheitert. Die Ministerpräsidenten haben vor kurzem beschlossen, die Graduiertenförderung landesrechtlich zu regeln. Hoffentlich läßt sich dieser Beschluß sofort vollziehen, damit wie vorgesehen vom Beginn des nächsten Jahres an Promotionsstipendien mit einem monatlichen Grundbetrag von DM 1200,- an besonders förderungswürdige Doktoranden vergeben werden können. Dann könnte dieser wichtige Bereich der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses zwar mit einer vorübergehenden Einschränkung, aber wenigstens ohne Unterbrechung fortgeführt werden.

Anlage 2:
Absolventen-
Statistik

Die Leistung der Universität in der Lehre zeigt sich auch an der Zahl der erfolgreichen Examina: An der Universität München wurden im Studienjahr 1981/82 insgesamt 4.750 Abschlüsse erworben, 3.800 erste berufsqualifizierende Abschlüsse (Diplome, Magistergrade und Staatsexamina) und über 900 Promotionen. Damit sind die Absolventenzahlen erstmals wieder angestiegen, nachdem sie durch den starken Rückgang der Abschlußprüfungen im Lehramt und hier insbesondere im Lehramt für Grund- und Hauptschulen vorübergehend stagniert hatten. Als Trend, der sich noch fortsetzen wird, fällt der kontinuierliche Rückgang des Anteils der Staatsexamina an den Universitätsabschlüssen auf: er beträgt jetzt noch etwa 60 %. Darin sind neben Lehramtsprüfungen vor allem die Examina der Juristen, Mediziner und Pharmazeuten enthalten. Von den 40 % Abschlüssen, die die Universität in eigener Verantwortung vergibt (das sind Diplome und Magister), nimmt der Abschluß zum Magister Artium sprunghaft zu. Er macht jetzt über 10 % aller berufsqualifizierenden Abschlüsse aus.

Zahl der Examina an der Universität München überdurchschnittlich hoch

Die Zahl der erfolgreich abgelegten Prüfungen belegt, daß die Universität München in der Lehre nicht weniger leistet als andere, nicht derart überfüllte Hochschulen: Der Anteil der Universität München an den Abschlüssen liegt landes- wie bundesweit höher als ihr Anteil an den Studentenzahlen. Daraus können zwei Schlüsse gezogen werden: Der gerne geäußerte Verdacht, eine Universität von der Größe der Münchener arbeite, im Vergleich mit anderen wissenschaftlichen Hochschulen, „weniger effizient“, entbehrt der Grundlage. Auch das oft benutzte Klischee vom „Freizeitstudium“ in München entspricht nicht den Tatsachen: Gewiß kommen viele Studenten nicht nur zum Studium nach München; die Stadt mit ihrem reichen kulturellen Angebot und die überaus reizvolle Landschaft ihrer Umgebung üben zweifellos eine starke Anziehungskraft aus. Es ist zu begrüßen, daß die Studenten während des Studiums München und Oberbayern bewußt erleben, denn die Bedeutung dieses Erlebnisses für die Entwicklung eines jungen Menschen kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Trotz dieses Einflusses der Stadt und ihrer Umgebung, der heute oft

Kein „Freizeitstudium“ in München

abschätzig als „Freizeitwert“ bezeichnet wird, wird hier offenbar ebenso erfolgreich studiert wie anderswo.

Dieses für Universität wie Studierende angesichts der schwierigen Situation doppelt erfreuliche Ergebnis hat wegen der ungünstigen Lage auf dem Arbeitsmarkt für die Absolventen auch seine Schattenseiten. Die Universität hat sich bemüht, den Absolventen den zunehmend schwierigen Übergang in das Berufsleben zu erleichtern: Dem diente ein Arbeitsmarktgespräch mit Vertretern der Wirtschaft und der Arbeitsverwaltung, dazu werden Informationsveranstaltungen des Arbeitsamtes in der Universität durchgeführt, aber auch die Information der Presse und des Rundfunks z. B. anlässlich der Verleihung des 3.000sten Magistergrades sollte dazu beitragen. Diese Aufgabe muß künftig mit noch größerem Nachdruck weiter verfolgt werden. Das Präsidialkollegium bittet alle Mitglieder und Freunde der Universität dabei um ihre Unterstützung.

Situation auf dem Arbeitsmarkt macht Anstrengungen der Universität für ihre Absolventen nötig

II.

Die Studienreform wird vor allem durch die mühevollen und langwierigen Arbeit an den Studien- und Prüfungsordnungen betrieben. Es gilt, geänderten gesetzlichen Bestimmungen und den veränderten Verhältnissen auf dem Arbeitsmarkt Rechnung zu tragen sowie die Studienzeiten zu verkürzen, ohne die Qualität der Ausbildung und das Niveau der Prüfungen zu beeinträchtigen. Seit dem letzten Jahresbericht konnten nach intensiven Vorbereitungen durch die Fakultäten und Beschluß durch den Senat 9 Studienordnungen, 13 Diplomprüfungsordnungen, 15 Promotionsordnungen und 7 Habilitationsordnungen bzw. Änderungssatzungen hierzu in Kraft treten. Hinzu kommt die Zwischenprüfungsordnung für das vertiefte Studium von 17 Lehramtsfächern.

Arbeit an den Prüfungs- und Studienordnungen

Ein Konflikt mit der Kultusverwaltung um den Inhalt des Begriffs Regelstudienzeit und deren konkrete Festlegung im Einzelfall hat den Erlaß weiterer Prüfungsordnungen verhindert. Während die Universität den Begriff der Regelstudienzeit als eine Aussage über diejenige Zahl von Semestern ansieht, innerhalb derer ein normal begabter und fleißiger Student einen bestimmten ersten berufsqualifizierenden Abschluß erwerben kann, interpretiert das Kultusministerium diesen Begriff im Bemühen um eine generelle Verkürzung der Studienzeiten eher in Richtung auf das, was früher Mindeststudienzeit hieß. Den qualitativen Argumenten der Hochschule stehen, augenscheinlich unvermittelbar, quantitative Überlegungen der staatlichen Seite und formale Bestimmungen im Hochschulgesetz gegenüber. Hiervon betroffen sind die Prüfungsordnungen für Diplom-Kaufleute, Wirtschaftspädagogen bzw. Diplom-Handelslehrer, die Diplom-Prüfungsordnungen für Geophysik, Mineralogie und Geologie/Paläontologie sowie die Prüfungsordnung für den Magisterstudiengang, der knapp 70 mögliche Hauptfächer umfaßt. Nachdem die Argumentations- und Verhandlungsmöglichkeiten erschöpft scheinen, steht in allen diesen Fällen eine Ersatzvornahme („Oktroi“) durch das Kultusministerium zu erwarten.

Konflikt um die „Regelstudienzeit“

Oktroi befürchtet

III.

Forschung und Lehre sind die den Universitäten übertragenen Aufgaben. Die Ressourcen, die der Staat der Hochschule zur Verfügung stellt, sollen es ihr ermöglichen, diesen Aufgaben gerecht zu werden.

Steigende Aufgaben bei abnehmenden Ressourcen

In den folgenden drei Abschnitten wird dargelegt, daß das Personal, die finanziellen Mittel und der verfügbare Raum nicht vermehrt worden sind, sondern de facto abgenommen haben, während, wie in den vorstehenden Abschnitten gezeigt wurde, die Belastung in der Lehre durch steigende Studentenzahlen erheblich zugenommen hat.

Über die Hälfte des Personals dient der Krankenversorgung

Oft wird übersehen, daß an Hochschulen mit medizinischen Fakultäten der arbeitsintensive Bereich der Krankenversorgung als Voraussetzung der Erfüllung ihrer Aufgaben in Lehre und Forschung im medizinischen Bereich hinzutritt. Universitäten mit großen medizinischen, insbesondere klinischen Einrichtungen können mit Hochschulen ohne diese Zusatzaufgabe nicht verglichen werden, weder bei den Bauten, noch bei den Sachmitteln und genau so wenig beim Personal. Von den rund 13.000 Personen, die die Universität München als einer der größten Arbeitgeber dieser Stadt beschäftigt, entfallen rund 60 % auf die Humankliniken; von 687 Stellen, die der Universität seit 1979 über den Staatshaushalt zusätzlich zugewiesen wurden, erhielt sie 671 im Zusammenhang mit der Aufnahme des vollen Betriebs in Großhadern. Die personellen Ressourcen der Universität für die Erfüllung ihrer Aufgaben in Lehre und Forschung haben sich also in den letzten fünf bis acht Jahren nicht erhöht. Im Gegenteil: Vom 1. 7. 1982 bis zum 30. 6. 1984 müssen 33 Stellen zum Einzug angeboten werden. Dies mag als kein allzu großes Opfer für einen Betrieb mit 13.000 Beschäftigten erscheinen. Es ist dies aber bereits die vierte Stelleneinzugswelle, die innerhalb eines Jahrzehnts über die Universität hinwegrollt, und von Mal zu Mal wird es schwerer, noch entbehrliche Stellen zu finden. Dank der Einsicht und Solidarität der Fakultäten konnte der gegenwärtig laufende Stellenabbauplan beschlossen und damit schlimmeres verhütet werden. Der Vollzug führt im Einzelfall zu schmerzlichen Verlusten. In diesem Zusammenhang ist auch noch folgendes zu bedenken:

Personal für Forschung und Lehre nicht erhöht

Weiterer Stellenabbau bis Mitte 1984

Anlage 3:
Grafik „Planstellen für wissenschaftl. und nicht-wissenschaftl. Personal“
1955 – 1982

Im Staatshaushalt sind knapp 3.400 Stellen für wissenschaftliches Personal ausgebracht. Davon sind rund 1.000 mit Ärzten besetzt, die naturgemäß überwiegend Funktionen in der Krankenversorgung wahrnehmen. Diese Funktionen können nicht eingeschränkt werden.

Die Last der Lehre für 51.200 Studenten wird also im wesentlichen von 2.400 Professoren und wissenschaftlichen Mitarbeitern getragen. Das über alle Fächer gemittelte Betreuungsverhältnis ist also faktisch 1 : 21.

Schluß mit dem Stellenabbau!

Diese Zahl macht deutlich, daß nun mit dem Stellenabbau endlich Schluß sein muß. Die Universitäten, die zunehmend die Hauptlast der geburtenstarken Jahrgänge zu tragen haben, müssen von den im Haushaltsgesetz 1985/86 neuerlich vorgesehenen Stelleneinsparungen ausgenommen werden. Wenn nämlich das wissenschaftliche Personal, das für Forschung und

Lehre zur Verfügung steht, in den vergangenen Jahren bei wachsenden Studentenzahlen abgenommen hat, geht dies, nachdem auch die Ausbildungsaufgaben Einschränkungen nicht zulassen, zu Lasten der Forschung. Deshalb ist es für die Forschung von entscheidender Bedeutung, daß die Universität 390 Wissenschaftler und 460 sonstige Hilfskräfte aus Mitteln Dritter, insbesondere der Deutschen Forschungsgemeinschaft, beschäftigen kann.

Neben der angesprochenen Stellenproblematik belastet die Universität auch die seit Anfang dieses Jahres auf sechs Monate ausgedehnte Wiederbesetzungssperre. Diese konnte zwar, nicht zuletzt auf das Drängen der Universität München, auf das nichtwissenschaftliche Personal beschränkt werden. Doch auch hier beeinträchtigt ein halbjährlicher Ausfall in vielen Fällen die Funktionsfähigkeit der betroffenen Bereiche, insbesondere in kleineren Instituten.

Eine der wichtigsten Aufgaben der akademischen Selbstverwaltung ist die Ergänzung des Lehrkörpers.

Seit Amtsantritt des jetzigen Präsidialkollegiums im Mai 1982 konnten 59 Professuren (27 C2, 22 C3 und 10 C4) besetzt werden, davon 24 an der Medizinischen Fakultät. Allerdings wird es immer schwieriger, befriedigende Berufungsangebote zu machen. – Im gleichen Zeitraum verabschiedete der Senat 58 Berufungslisten (12 C2-, 21 C3- und 12 C4- Professuren), davon 33 aus der Medizinischen Fakultät.

Die weiteren Berufungschancen für den wissenschaftlichen Nachwuchs sind durch die ungünstige Altersstruktur der im Amt befindlichen Professoren beeinträchtigt. Das Gros der Stellen ist mit relativ jungen Wissenschaftlern besetzt, die zum großen Teil erst nach 1995 in den Ruhestand treten. Da mit zusätzlichen Professorenstellen bei allgemeiner Sparpolitik und beendetem Ausbau der neuen Universitäten nicht zu rechnen ist, besteht die Gefahr, daß sich die Unregelmäßigkeit im Altersaufbau der Professoren fortpflanzt. Die Universität unterstützt deshalb den sog. Fiebiger-Plan, mit dem eine kontinuierliche Erneuerungsrate und damit etwas bessere Chancen in den nächsten 10 Jahren erreicht werden soll. Dementsprechend sollten in den nächsten Jahren, die zugleich die Jahre des größten Studentenandrangs sein dürften, zusätzliche Professorenstellen geschaffen werden, für die dann nach 1995 frei werdende Stellen eingezogen werden.

Selbst mit Verwirklichung dieses Planes wären keineswegs alle Sorgen der Universität um ihren wissenschaftlichen Nachwuchs behoben. Ende September 1984 läuft die Frist für Verlängerungen der Beschäftigung wissenschaftlicher Assistenten ab. Dies ist zugleich der Zeitpunkt, an dem die ersten Dienstverhältnisse Akademischer Räte auf Zeit automatisch enden. Dann wird sich zeigen, ob eine Verkürzung der Habilitationszeit auf sechs Jahre erreicht werden konnte, oder ob angesichts des Standes der Wissenschaft und der Belastungen durch Lehre in Zeiten der Überlast diese gesetzlich festgesetzte Frist für die Heranbildung wissenschaftlichen Nachwuchses zu knapp bemessen ist.

Wiederbesetzungssperre

Berufungen

Anlage 4:
Berufungen in der Zeit vom 1. Mai 1982 bis 30. September 1983

Schlechte Chancen für den wissenschaftl. Nachwuchs

Künftig kürzere Habilitationsdauer?

IV.

*Haushalts-
volumen knapp
900 Mio DM*

Die Gesamtausgaben der Universität, die über staatliche Kassen abgerechnet wurden, beliefen sich im Haushaltsjahr 1983 auf knapp 900 Mio. DM. Davon entfielen rund 560 Mio. auf Personalausgaben, 240 Mio. wurden für sächliche und Verwaltungs-Ausgaben benötigt, rund 50 Mio. entfielen auf Baumaßnahmen und die restlichen 3 % auf „Investitionen“.

*Anlage 5:
Grafik „Ent-
wicklung der
wichtigsten
Ausgabearten“*

Der allergrößte Teil dieser Ausgaben kann von der Universität allerdings nicht beeinflusst werden. Nur ein sehr geringer Teil der Sachausgaben steht der Universität für die Erfüllung ihrer Aufgaben in Forschung und Lehre unmittelbar zur Verfügung. Es handelt sich im wesentlichen um die Mittel, die in den Titelgruppen 73 und 76 zur Bestreitung der regulären Ausgaben für Forschung und Lehre ausgebracht sind.

*Inflation
höher als
Mittelzuwachs*

Über einen längeren Zeitraum betrachtet sieht hier das Bild folgendermaßen aus: Zwischen 1975 und 1982 stiegen z. B. die Ansätze für Forschung und Lehre (Titelgruppe 73) im Kapitel 0507 – also ohne die Humankliniken und die Tiermedizin – von 17 auf 19,7 Mio. DM, also um knapp 16 %, die für Einrichtung und Ausstattung der wissenschaftlichen Einrichtungen (Titelgruppe 76) von 6,21 auf 6,29 Mio. DM, also um etwas mehr als 1 %. Das bedeutet für beide Titelgruppen zusammen eine nominelle Steigerung von 12 % für einen Zeitraum (1975-1982), in dem die Lebenshaltungskosten um 36 % anwuchsen. Erschwerend kommt hinzu, daß beide Titel einer generellen Ausgabesperre von 2 % unterliegen und die kreditfinanzierten Mittel aus der Titelgruppe 76 mit einer zusätzlichen Sperre (je nach Einzelposten) von 12 – 15 % belegt wurden. Den wissenschaftlichen Einrichtungen standen im Jahr 1982 in der Titelgruppe 76 aus dem Haushaltsansatz in Höhe von 6,3 Mio. DM real nur 3,5 Mio. zur Verfügung, in der Titelgruppe 73 konnten bei einem Haushaltsansatz von knapp 20 Mio. DM nur 17,6 von den wissenschaftlichen Einrichtungen beansprucht werden.

*Verfügbare
Mittel für
Forschung und
Lehre 25 %
niedriger als
Haushaltsansatz*

Folgen

Hinzu kommt, daß die Preissteigerung bei wissenschaftlichen Geräten sowie bei Büchern und Zeitschriften erheblich über der Inflationsrate der Lebenshaltungskosten liegt. Die Kaufkraft der Mittel für Forschung und Lehre ist gegenwärtig um rund 30 % niedriger als vor 8 Jahren. Die Folge ist: Wichtige Neuerscheinungen können nicht mehr erworben werden, Zeitschriftenabonnements, darunter solche, die jahrzehntelang fortgeführt worden sind, müssen gekündigt werden und defekte wissenschaftliche Geräte können nicht mehr repariert werden, ganz zu schweigen von der notwendigen und immer wieder geforderten Erneuerung der Grundausstattung.

*Bedeutung der
sog. Drittmittel*

Unter diesen Umständen wächst die Bedeutung der Drittmittel für die Finanzierung der Forschung an der Universität. Für das Kapitel 0507 – wissenschaftliche Einrichtungen ohne Kliniken und Tierkliniken – ergibt sich folgendes Bild:

Den im Haushaltsjahr 1982 etwas mehr als 21 Mio. DM, die die Universität aus Mitteln des bayerischen Staates für Lehre und Forschung sowie für den Erwerb von Ausstattungen in den Titeln 73 und 76 aufwenden konnte, standen in den Titeln 71, 72, 81 und 91 insgesamt 23,6 Mio. DM an Sachmit-

teln gegenüber, die allein für Forschungszwecke von dritter Seite angeworben werden konnten und die über die Universität abgerechnet wurden.

Eine weitere wesentliche Hilfe stellt der Beitrag der „Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität“ zur Unterstützung von Forschung und Lehre an unserer Hochschule dar. Mit über 3 Mio. DM konnte sie im sechzigsten Jahr ihres Wirkens gezielt Projekte fördern, für die keine anderen Mittel zur Verfügung gestanden hätten. Besondere Erwähnung verdienen zwei weit über das übliche Maß hinausgehende Förderungen, mit denen die Universitätsgesellschaft ihr 60. Jubiläum feierte: die Einrichtung eines pollenanalytischen Labors in der Forstwissenschaftlichen Fakultät mit einem Betrag von DM 60.000,- und die Erweiterung der Shakespeare-Forschungs-Bibliothek mit DM 100.000,-.

Zusammenfassend sieht das Präsidialkollegium der Universität die Situation bei den aus dem Staatshaushalt für Lehre und Forschung zur Verfügung stehenden Mitteln folgendermaßen:

1. Von 1975 – 1982 wurden die Ansätze in den Titelgruppen 73 und 76 im Kapitel 0507 um 12 % gesteigert; dem steht gegenüber eine Steigerung des Index der Lebenshaltungskosten der privaten Haushalte im gleichen Zeitraum um 36 %. Die Preise für wissenschaftliche Literatur und Geräte sind stärker gestiegen.
2. Erhebliche Teile der Finanzmittel aus den erwähnten Titelgruppen werden nur noch für Lehrzwecke verausgabt, nicht zuletzt, weil die Zahl der Studierenden an der Ludwig-Maximilians-Universität im fraglichen Zeitraum um 30 % zugenommen hat.
3. Die Zahl der an den Forschungsmitteln partizipierenden Professoren hat sich deutlich erhöht; die Zahl der Planstellen für Professoren stieg von 1975 bis 1982 um 38 %.
4. Im nächsten Staatshaushalt müßten für Lehre und Forschung an der Universität München ca. 50 Mio. DM vorgesehen werden, wenn unter Berücksichtigung der oben aufgeführten drei Punkte der Kaufkraftverlust seit 1975 ausgeglichen werden soll.

Die Grenze des für die Universität Tragbaren ist überschritten. Die geforderte Erhöhung der Haushaltsansätze ist dringend geboten.

V.

Die Universität verfügt derzeit über Gebäude mit einer Hauptnutzfläche von 440.000 qm (Hauptnutzfläche = Gesamtfläche abzüglich Verkehrsflächen etc. sowie Minderungen wegen schlechter Nutzungsmöglichkeit). Von der gesamten Hauptnutzfläche entfallen rund 55 % auf die Humanmedizin. Damit verfügt die Universität, gemessen an fächerspezifischen Richtwerten, über rund 22.000 flächenbezogene Studienplätze. Jeder flächenmäßige Studienplatz ist also an der Ludwig-Maximilians-Universität mehr als doppelt besetzt.

*Beitrag der
Gesellschaft
von Freunden
und Förderern
der Universi-
tät;
Jubiläumsgaben*

*Situation bei
den Mitteln
insgesamt un-
tragbar*

*22.000 „flächen-
bezogene
Studienplätze“
für 51.200
Studenten*

Darüber hinaus wird die räumliche Situation durch weitere Faktoren erschwert:

Anlage 6:
Grafik „Standorte der Ludwig-Maximilians-Universität München: 1982/83“

Schlechter Erhaltungszustand

1. Die Universität München hat zahlreiche kleine Fächer, die forschungsorientiert sind und deshalb mehr Fläche benötigen, als ihnen nach den auf Studentenzahlen abstellenden Richtwerten „zusteht“.
2. Die Einrichtungen der Universität München sind aus historischen Gründen auf etwa 50 Standorte verteilt. Es müssen deshalb eine Reihe von Verwaltungs- und sonstigen allgemeinen Einrichtungen mehrfach vorhanden sein; die für Lehre und Forschung zur Verfügung stehende Hauptnutzfläche wird dadurch nochmals geschmälert.
3. Ein Teil der vorhandenen Räumlichkeiten befindet sich in einem unzureichenden Erhaltungszustand, was die Nutzbarkeit weit über die Abminderungen hinaus beeinträchtigt.
4. Zahlreiche Gebäude entsprechen nicht mehr den heutigen Sicherheitsvorschriften. Ein erheblicher Teil der Mittel für Baumaßnahmen muß deshalb dazu verwendet werden, Auflagen z. B. der Branddirektion und des Gewerbeaufsichtsamtes zu erfüllen. Dies mag aus Sicherheitsgründen erforderlich sein, zusätzlicher Raum wird dadurch aber nicht geschaffen und auch die Arbeitsbedingungen verbessern sich nicht. Im Gegenteil: Die betroffenen Institute können jahrelang nicht benutzt werden, die entsprechenden Flächen stehen also für Forschung und Lehre nicht zur Verfügung. Und auch dort, wo der Lehr- und Forschungsbetrieb während der Umbauarbeiten aufrecht erhalten werden kann, wird er doch empfindlich beeinträchtigt.

Auch wenn die Plangröße der „flächenbezogenen Studienplätze“ nicht einzelnen Stühlen gleicht, sondern eher einer Bank, auf der man auch enger zusammenrücken kann, ist die Raumnot der Universität unübersehbar.

Baumaßnahmen

Von den derzeit laufenden Baumaßnahmen seien die drei größten ausdrücklich erwähnt:

Leopoldstraße

– An der Leopoldstraße haben wir vor kurzem das Richtfest der Institutsneubauten feiern können. In zwei Jahren werden dort alle Institute der Fakultät für Psychologie und Pädagogik sowie die Lehrstühle für Kunst- und Musikerziehung einziehen. Ein Zuwachs an Hauptnutzfläche ist damit nicht verbunden, weil die Gebäude in Pasing aufgegeben werden; aber die Raumsituation wird sich erheblich verbessern.

Zahnklinik

– Der Um- und Neubau der Zahnklinik, dessen erster Bauabschnitt kurz vor der Fertigstellung steht, versetzt die Universität in die Lage, die Zulassungszahl für Studenten der Zahnmedizin schrittweise um 30 % auf jährlich 120 anzuheben.

Oberschleißheim

– Die Neubauten für das Lehr- und Versuchsgut Oberschleißheim, die in mehreren Bauabschnitten errichtet werden, stellen eine wichtige Verbesserung der Lehr- und Forschungsbedingungen in der Tierärztlichen Fakultät dar.

Weiterer Ausbau

Angesichts von über 51.000 Studierenden und 22.000 flächenbezogenen Studienplätzen drängt die Universität darauf, wenigstens das im Hoch-

schulgesamtplan vorgesehene „Ausbauziel“ von 25.000 flächenbezogenen Studienplätzen zu erreichen.

Hierzu müssen vor allem die seit langem geplanten Institute für die Naturwissenschaften auf dem Gelände der ehemaligen Türkenkaserne gebaut werden. Das Präsidialkollegium hat die Staatsregierung wiederholt und mit Nachdruck auf die Dringlichkeit dieses Bauvorhabens hingewiesen.

Türkenkaserne

Außerdem ist eine Reihe von Sanierungsmaßnahmen vordringlich, die in der Tierärztlichen und der Forstwissenschaftlichen Fakultät besonders umfangreich sind. Zum Teil können vorhandene Gebäude umgebaut werden, in einigen Fällen müssen aber Ersatzbauten an anderer Stelle errichtet werden, etwa für die tiermedizinischen Einrichtungen auf dem Oberwiesenfeld, die nach Oberschleißheim verlegt werden müssen. Die seit langem vorgesehene Verlegung der Forstwissenschaften nach Weihestephan läßt sich nicht kurzfristig realisieren. Die baulichen Verhältnisse in den forstwissenschaftlichen Instituten sind aber, insbesondere für experimentelle Arbeiten, so unzureichend, daß nach einer Zwischenlösung gesucht werden muß, um die Bedingungen in nächster Zeit soweit zu verbessern, wie es zur Bewältigung der anstehenden Aufgaben in Forschung und Lehre unerläßlich ist.

Vordringliche Sanierungen

Tiermedizin

Forstwissenschaften

VI.

Forschungsleistung läßt sich kaum messen, weil aussagekräftige Maßzahlen fehlen, und weil, in der Forschung mehr noch als in der Lehre, Qualität entscheidend ist. Ein Bericht über die Situation in der Forschung ist daher weitgehend auf subjektive Eindrücke angewiesen.

Trotz der erheblichen Schwierigkeiten, auf die im Vorstehenden an verschiedenen Stellen hingewiesen worden ist, gibt die Situation der Forschung an der Universität München insgesamt keinen Anlaß zu Pessimismus oder gar Resignation.

Forschung an der Universität München: Kein Anlaß zu Pessimismus oder Resignation

- Die Universität München ist die deutsche Hochschule mit den meisten Promotionen und Habilitationen. Die jährlich über 900 Promotionen wurden bereits erwähnt. Hinzu kommen im Studienjahr 1981/82 rund 70 Habilitationen.
- Auf die beachtliche Höhe der eingeworbenen Drittmittel – sie überstieg mit fast 24 Mio. DM die aus dem staatlichen Haushalt für Lehre und Forschung bereitgestellten Mittel um 15 % – wurde ebenfalls bereits hingewiesen.
- Im Berichtszeitraum wurden zwei neue Sonderforschungsbereiche der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der Universität München eingerichtet.
- In dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft herausgegebenen Band „Forschung in der Bundesrepublik Deutschland“ berichten 100 Forscher über ihre Arbeiten; darunter sind 14 Mitglieder der Universität München.

- An der Universität München wird demnächst ein gentechnologisches Zentrum gegründet werden. Es wird finanziert vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft und aus Sonderzuwendungen des Freistaates Bayern sowie aus Spenden der chemischen Industrie. In diesem Zentrum werden Wissenschaftler aus der Fakultät für Chemie und Pharmazie, aus der Medizinischen Fakultät und aus der Fakultät für Biologie zusammenarbeiten. Eine Kooperation des gentechnologischen Zentrums mit dem Max-Planck-Institut für Biochemie in Martinsried ist vorgesehen.

Dies alles ist kein Grund zur Selbstzufriedenheit. Die Einheit von Forschung und Lehre ist vielfach gefährdet durch Überfüllung und Überlast. Diese Einheit zu bewahren ist unsere wichtigste Aufgabe.

Internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit

Auch der internationale wissenschaftliche Austausch ist für die Forschung von großer Bedeutung. Um ihn zu fördern, wurden vor kurzem Partnerschaftsabkommen mit der Hokkaido-Universität in Sapporo und mit der Universität Tel Aviv abgeschlossen. Weitere Kooperationsvereinbarungen sind in Vorbereitung.

Die große Zahl unserer ausländischen Gastwissenschaftler ist Beweis, daß der internationale Austausch nicht nur auf dem Papier steht. So ist etwa die Universität München die Hochschule mit den meisten Humboldt-Stipendiaten. Aus diesem Grund unterstützt die Universität zusammen mit der Technischen Universität und der Max-Planck-Gesellschaft die Errichtung eines Internationalen-Begegnungs-Zentrums durch die Alexander-von-Humboldt-Stiftung mit allem Nachdruck.

Internationales Begegnungszentrum

Der Landtag hat die Staatsregierung ermächtigt, der Universität für diesen Zweck ein Erbbaurecht auf dem staatseigenen Grundstück Amalienstraße 38 einzuräumen. Auch wenn der Erbbaurechtsvertrag demnächst abgeschlossen sein wird, sind noch einige Hindernisse zu überwinden. Es ist zu hoffen, daß im nächsten Jahr mit dem Bau begonnen werden kann, insbesondere, weil Ende 1984 das Nutzungsrecht für das Gästehaus in der Titulstraße endet, in dem wir bisher preisgünstige Wohnungen für unsere ausländischen Gäste zur Verfügung hatten.

VII.

Weißer-Rose-Gedenkfeier

Ein Jahresbericht ist auch eine Chronik. Ein herausragendes Ereignis war die Gedenkfeier zum 40. Todestag der Mitglieder der Weißen Rose, den die Universität am 22. Februar 1983, dem Todestag der Geschwister Scholl, beging. Die eindrucksvolle Feier war ein Zeichen für ein wiedergewonnenes Gemeinschaftsbewußtsein aller Mitglieder der Universität. (Siehe auch S. 30).

Weltrektorenkonferenz

Ende April 1983 hatten wir die Rektoren und Präsidenten von 180 Universitäten aus 80 Ländern zu Gast, die zu einer Tagung der Welt-Rektoren-Konferenz zu uns gekommen waren. Bei der Eröffnung konnten wir den Bundespräsidenten und den Bayerischen Ministerpräsidenten in der Universität begrüßen.

Die Universität ist darauf angewiesen, in der Öffentlichkeit um Verständnis und Aufgeschlossenheit für ihre Belange zu werben und Freunde zu gewinnen. Die Welt-Rektoren-Konferenz bot dazu Gelegenheit, ebenso wie ein Tag der offenen Tür in der Tierärztlichen Fakultät, die Ringvorlesung und nicht zuletzt das Sommerfest, das in diesem Jahr zum vierten Mal tausende von Gästen aus der Stadt und der Umgebung mit ebensovielen Mitgliedern der Universität feierten.

Um die Verbindung zwischen der Universität und der Öffentlichkeit zu stärken und institutionell zu verankern, hat die Ludwig-Maximilians-Universität sich in der Grundordnung vom 29. Oktober 1981 entschlossen, „zur Unterstützung der Interessen der Universität in der Öffentlichkeit sowie zur Beratung und Unterstützung der Universität in ihrer Arbeit“ ein Kuratorium zu bilden. Der Senat hat in seiner Sitzung vom 16. Juni 1983 25 Persönlichkeiten, „die den Anliegen der Universität besonders verbunden sind“, als Mitglieder des Kuratoriums benannt.

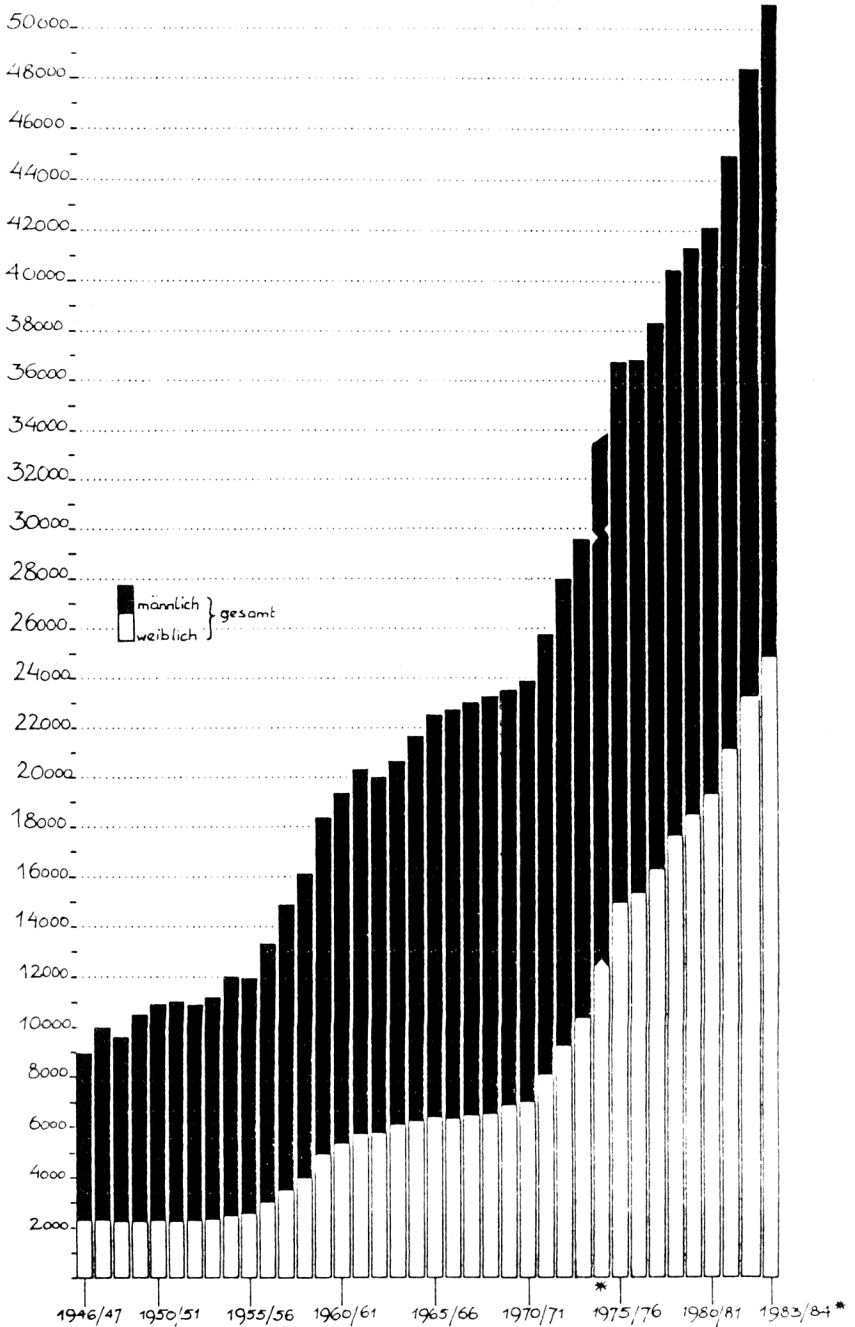
*Kuratorium
gebildet*

Die Erschwernisse, an denen die Universität heute zu tragen hat, sind in hohem Maße Ergebnis einer Bildungspolitik, für die die Universität nicht verantwortlich zeichnet.

Dessen ungeachtet stellt sie sich den Aufgaben, die sich aus dem Faktum der Massenuniversität ergeben. Sie verbindet ihre Bereitschaft, zur Lösung dieser Probleme beizutragen, allerdings mit dem Anspruch, die Qualität und die Einheit von Forschung und Lehre zu wahren.

Das Präsidialkollegium dankt allen Mitgliedern der Universität für ihren Beitrag zur Bewältigung dieser Aufgaben.

Anlage 1 Studentenzahlen 1946/47 bis 1983/84 (jeweils Wintersemester)



Erläuterungen: 1974/75 Integration der Pädagogischen Hochschule (ca. Zahl)
 1983/84 Stand 11. 11. 1983 (51.060)

Ablolventen – Statistik

Anlage 2

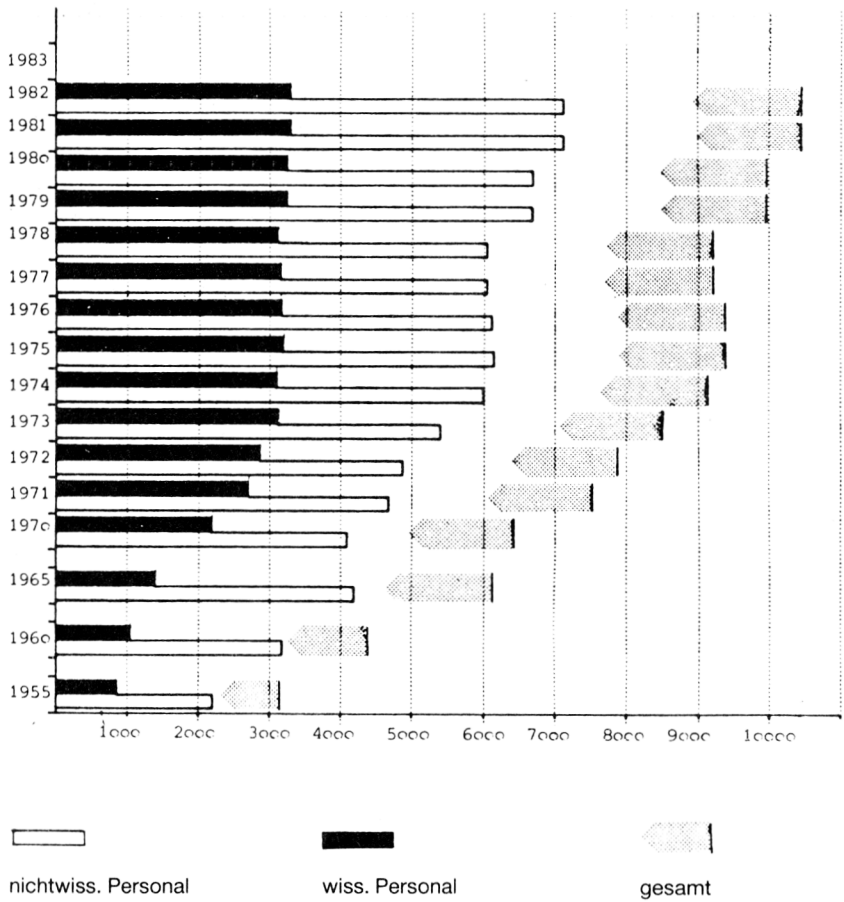
	1976		1977		1978		1979		1980		1981		1982	
	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%
A - Staatsexamen	3.219	74,0	3.172	75,3	3.054	73,1	2.802	71,0	2.496	68,3	2.302	63,6	2.301	60,0
1. Lehrrämter	2.001	46,1	2.189	51,9	1.779	42,6	1.499	38,6	1.176	32,2	920	25,4	859	22,4
1.1 Gymnasien	420	9,7	509	12,0	611	14,6	491	12,7	507	13,9	480	13,3	463	12,1
1.2 Realschulen	313	7,2	324	7,7	294	7,0	157	4,1	159	4,4	122	3,4	140	3,6
1.3 Grund/Hauptschulen	1.079	24,9	1.144	27,1	624	14,9	550	14,2	397	10,9	230	6,4	155	4,0
1.4 Sonderschule	189	4,4	212	5,0	250	6,0	301	7,8	113	3,1	88	2,4	101	2,6
2. Jurist. Staatsprüfung	304	7,0	313	7,4	336	8,1	359	9,3	428	11,7	410	11,3	427	11,1
3. Med., Zahn- u.Vet.Med.	739	17,0	527	12,6	761	18,2	774	18,7	774	21,2	809	22,4	829	21,6
4. Pharm./Lebensm.Chemie	175	4,0	143	3,4	178	4,3	170	4,4	118	3,2	163	4,5	186	4,8
B - Theol.Aufnahmeprüfung (Kirchl.Prüfung)	12	0,3	10	0,2	10	0,2	16	0,4	31	0,8	31	0,9	25	0,7
C - Universitätsabschlüsse	1.115	25,7	1.033	24,5	1.122	26,9	1.111	28,6	1.126	30,8	1.316	36,4	1.510	39,4
5. Diplome	891	20,6	764	18,1	824	19,7	813	20,9	802	22,0	855	23,6	978	25,9
5.1 Naturwissenschaften ¹	255	5,9	234	5,5	248	5,9	254	6,4	264	7,2	304	8,4	367	9,5
5.2 Wirtsch.- u.Sozialw. ²	612	14,1	513	12,2	563	13,5	536	13,8	497	13,6	489	13,5	550	14,3
5.3 Theologie	24	0,6	17	0,4	13	0,3	23	0,6	41	1,1	62	1,7	61	1,6
6. Magister Artium u.theol.	131	3,0	155	3,7	196	4,7	228	5,8	260	7,1	390	10,8	428	11,1
7. Promotionen (grundständig)	91	2,1	105	2,5	93	2,2	65	1,6	57	1,6	68	1,9	100	2,6
8. Sonstige: Lic.jur.can.	-	-	1	-	1	0,02	2	0,05	1	0,02	-	-	1	0,02
Lic.theol.	-	-	1	-	3	0,07	-	-	2	0,05	-	-	1	0,02
Theol.Abschl.Examen	1	-	7	0,2	5	0,1	3	0,06	1	0,02	1	0,02	2	0,04
Baccalaureat	1	-	-	-	-	-	-	-	1	0,02	-	-	-	-
Summe A - C (berufsqualif.Abschlüsse)	4.346	100	4.215	100	4.176	100	3.929	100	3.653	100	3.618	100	3.836	100
D - Aufbau-Abschlüsse	825	100	785	100	812	100	832	100	887	100	843	100	910	100
9. Promotionen	825		785		812		832		887		843		910	
9.1 Naturwissenschaften ¹	145	17,6	135	17,2	156	19,2	116	14,0	133	15,0	122	14,5	131	14,4
9.2 Geisteswissenschaften ³	85	10,3	90	11,5	93	11,4	90	10,8	86	9,7	77	9,1	86	9,4
9.3 Wl.-Sozialwiss./Jus	73	8,8	79	10,0	68	8,4	76	9,1	62	7,0	69	8,2	66	7,2
9.4 Med., Zahn- u.Vet.Med.	522	63,3	481	61,3	495	61,0	550	66,2	606	68,3	575	68,2	627	69,0
Summe A - D	5.171		5.000		4.988		4.761		4.540		4.461		4.746	
(E - Habilitationen)	70		82		63		70		65		53		82	

¹ einschl. Mathematik und Forst; ² hier: einschl. Psychologie, Journalistik und Politologie; ³ einschl. Theologie
abs. = absolut

1976 = WS 1975/76 + SS 1976

Anlage 3

Planstellen für wissenschaftliches und nichtwissenschaftliches Personal insgesamt an der Universität München 1955 bis 1982



Fachbereich 01
Katholisch-Theologische Fakultät

Prof. Dr. Franz *Laub*, C2-Professor für Neutestamentliche Exegese (Nachfolge Prof. Dr. Heinz).
Habilitation 1979 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Juli 1983

Fachbereich 02
Evangelisch-Theologische Fakultät

Prof. Dr. Falk *Wagner*, C3-Professor für Systematische Theologie. Habilitation 1972 an Univ. München; im Rahmen von Art. 41 BayHschLG berufen zum 1. Dezember 1982

Fachbereich 03
Juristische Fakultät

Prof. Dr. Klaus *Schreiber*, C3-Professor für Bürgerliches Recht (unter Mitberücksichtigung des Arbeitsrechts). (Nachfolge Prof. Dr. Rother). Habilitation 1981 an Univ. Bochum; von Univ. Bochum berufen zum 1. April 1983

Fachbereich 04
Fakultät für Betriebswirtschaft

Prof. Dr. Georg *Walterspiel*, C3-Professor für Betriebswirtschaftslehre. Habilitation 1956 an Univ. München; im Rahmen von Art. 41 BayHschLG berufen zum 1. Oktober 1982

Fachbereich 05
Volkswirtschaftliche Fakultät

Prof. Claude *Hillinger*, Ph. D., C-3 Professor für Volkswirtschaftslehre, insbes. math. Wirtschaftstheorie; im Rahmen von Art. 41 BayHschLG berufen zum 1. November 1982

Prof. Dr. Friedrich *Haffner*, C4-Professor für Wirtschaft und Gesellschaft Osteuropas (Nachfolge Prof. Dr. Hedtkamp). Habilitation 1976 an FU Berlin; von Univ. Münster berufen zum 1. März 1983

Fachbereich 07
Medizinische Fakultät

Prof. Dr. Michael *Jäger*, C4-Professor für Orthopädie (Nachfolge Prof. Dr. Witt). Habilitation 1969 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Mai 1982

- Prof. Dr. Rainer *Weissenbacher*, C2-Professor für Frauenheilkunde. Habilitation 1978 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. September 1982
- Prof. Dr. Rudolf *Meyendorf*, C3-Professor für Allgem. Psychopathologie. Habilitation 1975 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. September 1982
- Prof. Dr. Franz-Josef *Marx*, C2-Professor für Urologie. Habilitation 1981 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Oktober 1982
- Prof. Dr. Reiner *Bartl*, C2-Professor für Innere Medizin. Habilitation 1981 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Oktober 1982
- Prof. Dr. Manfred *Ackenheil*, C2-Professor für Psychiatrie. Habilitation 1980 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Oktober 1982
- Prof. Dr. Baldur *Wiebecke*, C3-Professor für Allgem. Pathologie und Spezielle Pathologische Anatomie. Habilitation 1970 an Univ. Köln; im Rahmen von Art. 41 BayHschLG berufen zum 1. Oktober 1982
- Prof. Dr. Eckard *Kreuzer*, C2-Professor für Herzchirurgie. Habilitation 1981 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Oktober 1982
- Prof. Dr. Thomas *Heinzeller*, C2-Professor für Mikroskopische Anatomie und Embryologie. Habilitation 1982 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. November 1982
- Prof. Dr. Dieter *Hölzel*, C2-Professor für Medizinische Statistik und Datenverarbeitung (Nachfolge Prof. Dr. Selbmann). Habilitation 1980 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. November 1982
- Prof. Dr. Eckart *Dielert*, C2-Professor für Kieferchirurgie. Habilitation 1981 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. November 1982
- Prof. Dr. Udo *Löhrs*, C3-Professor für Pathologie. Habilitation 1973 an Univ. München; im Rahmen von Art. 41 BayHschLG berufen zum 1. November 1982
- Prof. Dr. Adolf *Bauernfeind*, C3-Professor für Medizinische Mikrobiologie. Habilitation 1973 an Univ. München; im Rahmen von Art. 41 BayHschLG berufen zum 6. Dezember 1982
- Prof. Dr. Manfred *Schattenkirchner*, C3-Professor für Innere Medizin (Nachfolge Prof. Dr. Nowy). Habilitation 1975 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Januar 1983
- Prof. Dr. Christian *Schmoeckel*, C3-Professor für Dermatologie und Venerologie (Nachfolge Prof. Dr. Wolff). Habilitation 1981 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Januar 1983
- Prof. Dr. Jörg *Baltzer*, C2-Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe, insbes. gyn. Histo-Pathologie. Habilitation 1979 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Februar 1983
- Prof. Dr. Jens *Witte*, C2-Professor für Chirurgie (Nachfolge Prof. Dr. Seifert). Habilitation 1979 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. April 1983
- Prof. Dr. Dr. Walter *Neupert*, C4-Professor für Physiol.-Chemie (Nachfolge Prof. Dr. Bücher). Habilitation 1972 an Univ. München; von Univ. Göttingen berufen zum 1. April 1983
- Prof. Dr. Rudolf *Klußmann*, C2-Professor für Innere Medizin. Habilitation 1980 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Mai 1983
- Prof. Dr. Klaus *Matzen*, C2-Professor für Orthopädie. Habilitation 1978 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Juni 1983
- Prof. Dr. Carl-Joachim *Wirth*, C3-Professor für Orthopädie. Habilitation 1977 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Juni 1983

- Prof. Dr. Alexander *Baethmann*, C3-Professor für Experimentelle Chirurgie (Nachfolge Prof. Dr. Meßmer). Habilitation 1974 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Juni 1983
- Prof. Dr. Roman *Schubert*, C3-Professor für Zahnärztliche Prothetik. Habilitation 1981 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Juni 1982
- Prof. Dr. Dr. Ulrich *Welsch*, C4-Professor für Anatomie II (Nachfolge Prof. Dr. Wetzstein). Habilitation 1971 an Univ. Kiel; von Univ. Kiel berufen zum 1. August 1983

Fachbereich 08
Tierärztliche Fakultät

- Prof. Dr. Herbert *Jennissen*, C3-Professor für Physiologische Chemie, insbes. Biochemie der Ernährung (Nachfolge Prof. Dr. Erbersdobler). Habilitation 1977 an Univ. Bochum; von Univ. Bochum berufen zum 1. Mai 1982
- Prof. Dr. Ulrike *Matis*, C3-Professorin für Chirurgie (Nachfolge Prof. Dr. Fritsch). Habilitation 1981 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Juni 1982
- Prof. Dr. Winfried *Abne*, C2-Professor für Zoologie und Fischereibiologie. Habilitation 1979 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Juni 1982

Fachbereich 09
Philosophische Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften

- Prof. Dr. Bernhard *Schütz*, C2-Professor für Mittlere und neuere Kunstgeschichte (Nachfolge Prof. Dr. Suckale). Habilitation 1978 an Univ. Kiel; von Univ. Kiel berufen zum 1. Mai 1982
- Prof. Dr. Ursula *Nilgen*, C3-Professorin für Mittlere und neuere Kunstgeschichte (Nachfolge Prof. Dr. Huse). Habilitation 1978 an Univ. Göttingen; von Univ. Göttingen berufen zum 1. Oktober 1982
- Prof. Dr. Walter *Koch*, C4-Professor für Geschichtliche Hilfswissenschaften (Nachfolge Prof. Dr. Schlögl). Habilitation 1978 an Univ. Wien; von Univ. Wien berufen zum 1. Oktober 1982

Fachbereich 10
Fakultät für Philosophie, Wissenschaftstheorie und Statistik

- Prof. Dr. Werner *Beierwaltes*, C4-Professor für Philosophie III (Nachfolge Prof. Dr. Neuhäusler). Habilitation 1963 an Univ. Würzburg; von Univ. Freiburg berufen zum 1. Oktober 1982
- Prof. Dr. Andreas *Kemmerling*, C3-Professor für Analytische Philosophie mit bes. Berücksichtigung der Sprachphilosophie (Nachfolge Prof. Dr. Essler). Habilitation 1981 an Univ. Bielefeld; von Univ. Bielefeld berufen zum 1. April 1983

Fachbereich 11
Fakultät für Psychologie und Pädagogik

- Prof. Dr. Kurt *Heller*, C4-Professor für Pädagogisch-psychologische Diagnostik (einschl. der Sonderpädagogischen Diagnostik); von Univ. Köln berufen zum 1. August 1982
- Prof. Dr. Wolfgang *Mertens*, C2-Professor für Klinische Psychologie. Habilitation 1981 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. November 1982

Prof. Dr. Jochen *Gerstenmaier*, C3-Professor für Empirische Pädagogik und Pädagogische Psychologie (Nachfolge Prof. Dr. Ulich). Habilitation 1978 an Univ. Bielefeld; von Univ. Bielefeld berufen zum 1. November 1982

Prof. Dr. Maria-Anna Bäuml-Roßnagl, C3-Professorin für Grundschuldidaktik; von Univ. Regensburg berufen zum 1. April 1983

Fachbereich 12

Philosophische Fakultät für Altertumskunde und Kulturwissenschaften

Prof. Dr. Peter *Rehder*, C2-Professor für Slavische Philologie und Balkanphilologie. Habilitation 1978 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Juni 1982

Prof. Dr. Wolfgang *Schamoni*, C2-Professor für Japanologie. Habilitation 1978 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Oktober 1982

Prof. Dr. Claus *Wilcke*, C3-Professor für Assyriologie. Habilitation 1972 an Univ. München; im Rahmen von Art. 41 BayHschLG berufen zum 1. November 1982

Prof. Dr. Max *Martin*, C3-Professor für Vor- und Frühgeschichte. Habilitation 1982 an Univ. Basel; von Univ. Basel berufen zum 14. April 1983

Fachbereich 13

Philosophische Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften I

Prof. Dr. Hellmut *Flashar*, C4-Professor für Klassische Philologie (griechisch) (Nachfolge Prof. Dr. Hölscher). Habilitation 1961 an Univ. Tübingen; von Univ. Bochum berufen zum 2. August 1982

Prof. Dr. Werner *Koppenfels*, C3-Professor für Englische Philologie und Vergleichende Literaturwissenschaft. Habilitation 1973 an Univ. München; im Rahmen von Art. 41 BayHschLG berufen zum 1. Oktober 1982

Fachbereich 14

Philosophische Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften II

Prof. Dr. Dietmar *Peil*, C2-Professor für Deutsche Philologie (Nachfolge Prof. Dr. Cormeau). Habilitation 1982 an Univ. Münster; von Univ. Münster berufen zum 1. Oktober 1982

Prof. Dr. Dietrich *Krusche*, C2-Professor für Deutsch als Fremdsprache. Habilitation 1982 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Dezember 1982

Fachbereich 16

Fakultät für Mathematik

Prof. Dr. Otto *Forster*, C4-Professor für Mathematik (Nachfolge Prof. Dr. Stein). Habilitation 1965 an Univ. München; von Univ. Münster berufen zum 1. April 1982

Prof. Dr. Helmut *Zöschinger*, C2-Professor für Mathematik. Habilitation 1976 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. November 1982

Fachbereich 17
Fakultät für Physik

Prof. Dr. Rolf-P. *Kudritzki*, C4-Professor für Astronomie und Astrophysik (Nachfolge Prof. Dr. Wellmann). Habilitation 1979 an Univ. Kiel; von Univ. Kiel berufen zum 1. September 1982

Prof. Dr. Herbert *Spohn*, C2-Professor für Theoretische Festkörperphysik. Habilitation 1980 an Univ. München; von Rutgers University USA berufen zum 1. Oktober 1982

Fachbereich 18
Fakultät für Chemie und Pharmazie

Prof. Dr. Hans-Rudolf *Pfändler*, C2-Professor für Organische Chemie (Nachfolge Prof. Dr. Boche); von Univ. Basel berufen zum 1. August 1982

Fachbereich 19
Fakultät für Biologie

Prof. Dr. Wolf *Gutensohn*, C2-Professor für Biochemische Humangenetik. Habilitation 1980 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Mai 1982

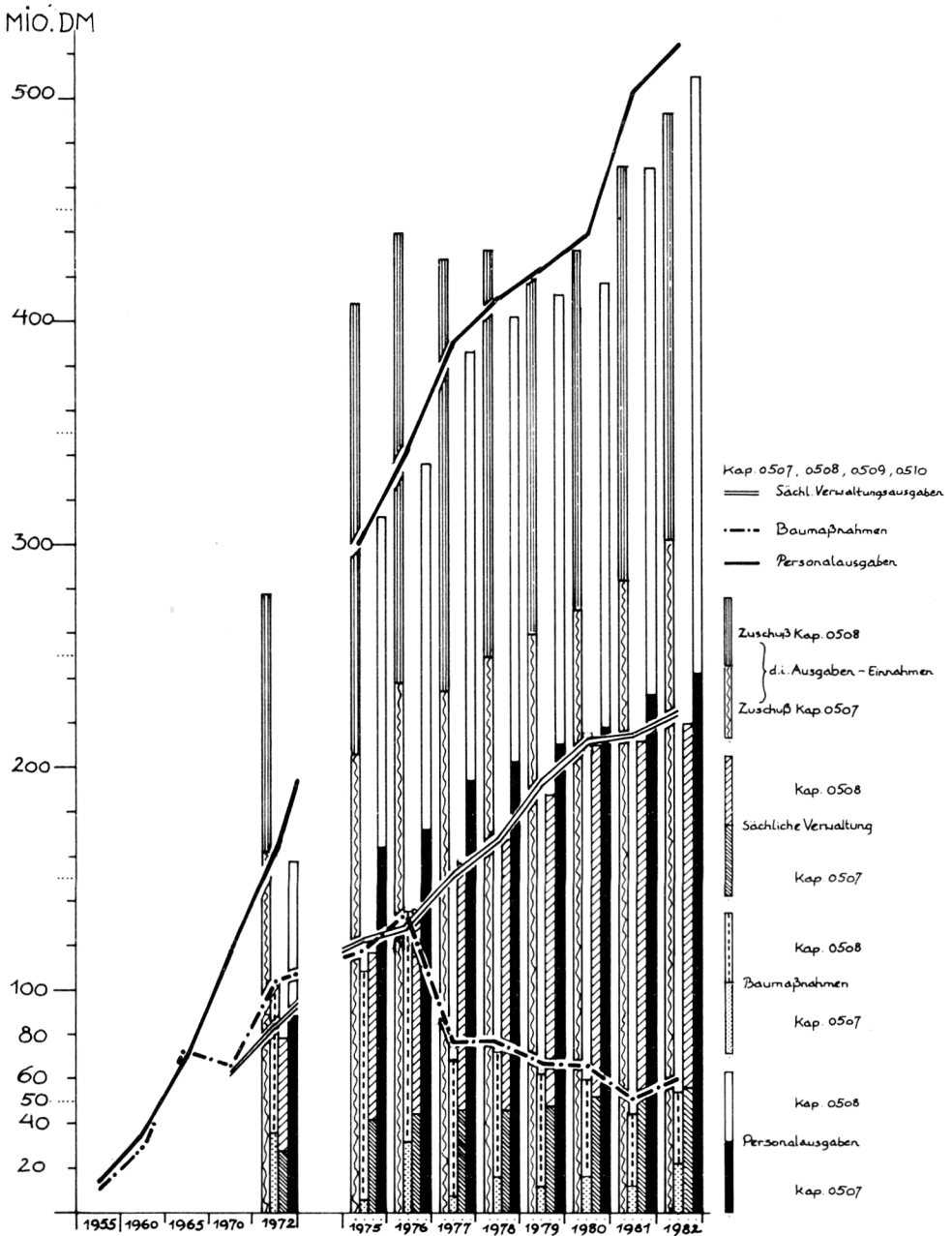
Prof. Dr. Reinhard *Agerer*, C2-Professor für Systematische Botanik (Nachfolge Prof. Dr. Sauer). Habilitation 1981 an Univ. Tübingen; von Univ. Tübingen berufen zum 1. September 1982

Prof. Harry K. *MacWilliams* Ph. D., C2-Professor für Zoologie-Entwicklungsphysiologie (Nachfolge Prof. Dr. Korge); von University of Massachusetts USA berufen zum 1. März 1983

Fachbereich 20
Fakultät für Geowissenschaften

Prof. Dr. Friedrich *Frey*, C2-Professor für Kristallographie. Habilitation 1980 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. Juni 1982

Anlage 5 Entwicklung der wichtigsten Ausgabearten nach Relation zum Zuschußbedarf der Ludwig-Maximilians-Universität (allgemein)



Anlage 6

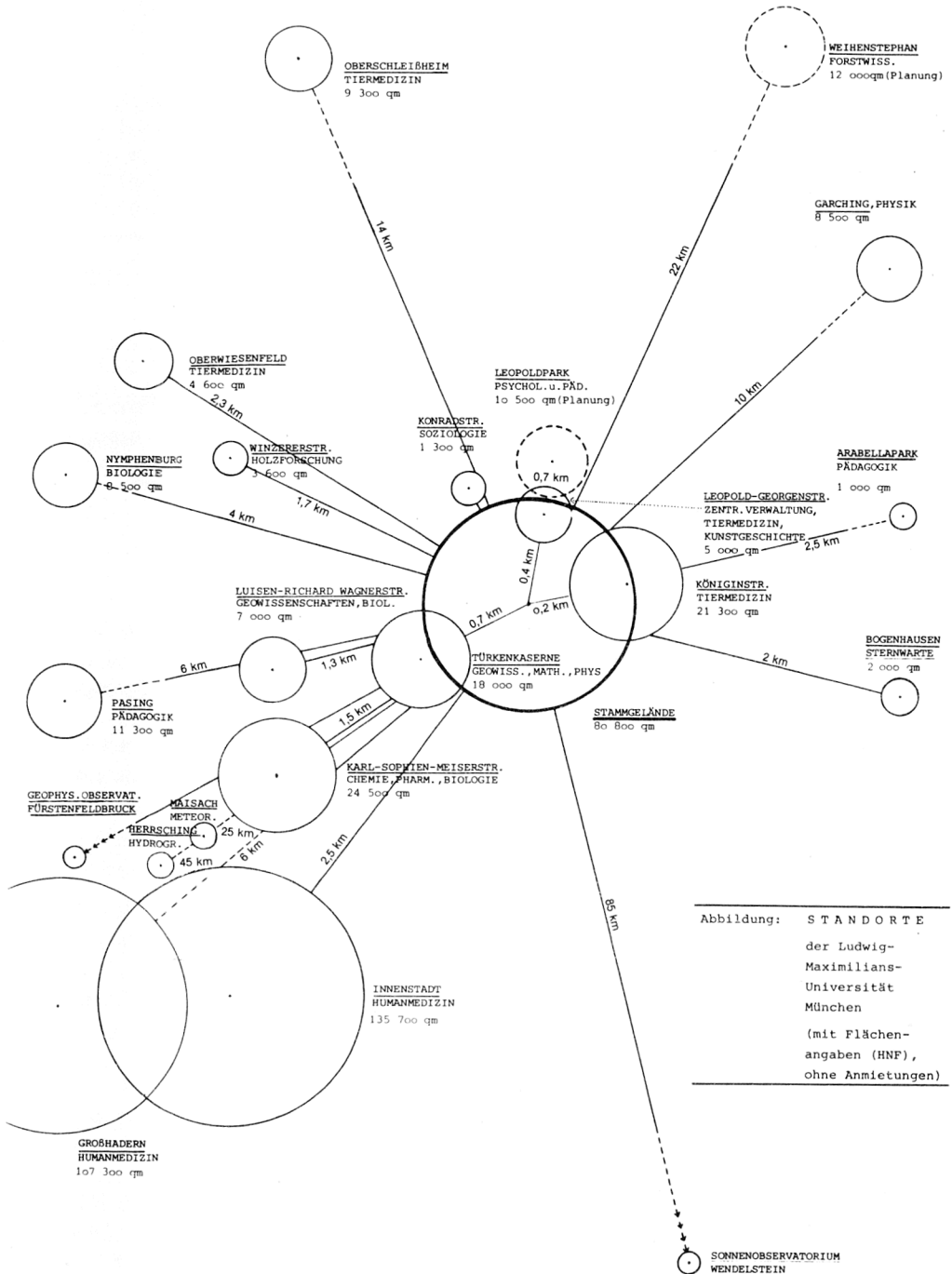


Abbildung: STANDORTE
 der Ludwig-
 Maximilians-
 Universität
 München
 (mit Flächen-
 angaben (HNF),
 ohne Anmietungen)

Gedenkfeier für die Weiße Rose

Am 22. Februar 1983 fand im Lichthof im Universitätshauptgebäude eine Kranzniederlegung zum Gedenken an die „Weiße Rose“ statt, anschließend sprachen im Auditorium maximum Anneliese Knoop-Graf, die Schwester von Willi Graf, der als Mitglied der „Weißen Rose“ 1943 hingerichtet worden war. Die anschließende Gedächtnisvorlesung hielt Prof. Hermann Krings zum Thema „Das Zeichen der Weißen Rose“.

Kranzniederlegung

Präsident Prof. Wulf Steinmann

Heute vor 40 Jahren wurden Hans und Sophie Scholl und Christoph Probst hingerichtet. Ihnen folgten am 13. Juli Professor Kurt Huber und Alexander Schmorell, am 12. Oktober Willi Graf und über ein Jahr später am 29. Januar 1945 Hans Konrad Leipelt.

Die Universität gedenkt ihrer Mitglieder in Ehrfurcht und Dankbarkeit. Sie haben Widerstand geleistet gegen die Nazidiktatur, als niemand außer ihnen in der Universität das wagte. Sie haben aufgerufen zum Kampf gegen den verbrecherischen Staat, obwohl sie wußten, daß sie ihr Leben dabei aufs Spiel setzten. Sie haben Freiheit und Menschenwürde höher geachtet als die schreckliche Gefahr und haben dabei ihr Leben verloren. Sie haben damit ein Zeichen gegeben, daß auch in dieser Zeit der tiefsten Erniedrigung in der Universität noch eine Kraft lebendig war, die die Fundamente wiederherstellen wollte, auf denen auch und besonders die Universität steht und ohne die sie nicht existieren kann. Es war ein einsames Zeichen: kein anderes Ereignis in deutschen Universitäten in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft ist so denkwürdig wie der Widerstand der „Weißen Rose“, und deshalb ist es uns auch heute in so lebendiger Erinnerung.

Wir wissen heute, daß der Kampf der „Weißen Rose“ gegen das Hitler-Regime zu dieser Zeit keine Aussicht auf Erfolg hatte. Dieser Kampf war 10 Jahre zuvor verloren worden, als Hitler an die Macht kam, weil die Demokratie in den vorangehenden Jahren versagt hatte. Das Vermächtnis der „Weißen Rose“ für uns ist deshalb dies: daß wir nicht noch einmal eine freiheitliche Ordnung – wie unvollkommen sie auch sei – untergehen lassen, um einer unmenschlichen Gewaltherrschaft Platz zu machen. Daran sollte uns die „Weiße Rose“ in künftigen Krisen erinnern.

Anschließend verlas der Präsident das nebenstehend abgedruckte Grußwort des Bundespräsidenten.

Kurze Ansprachen bei der Kranzniederlegung hielten ferner Franz-Joseph Müller für die Angehörigen und Freunde der „Weißen Rose“, Fritz Schösser für den Deutschen Gewerkschaftsbund und ein Vertreter der katholischen Hochschulgemeinde.

Der Bundespräsident

Bonn, den 18. Februar 1983

An den
Präsidenten der
Ludwig-Maximilians-Universität München
Herrn Professor Dr. Wulf Steinmann
Geschwister-Scholl-Platz 1
8000 München 22

Sehr geehrter Herr Präsident,

am 22. Februar vor 40 Jahren wurden die Münchner Studenten Hans Scholl, Sophie Scholl und Christoph Probst hingerichtet. Ihnen folgten Alexander Schmorell, Willi Graf und der Münchner Universitätsprofessor Kurt Huber. Sie traten in der dunkelsten Zeit der Tyrannei für die Freiheit ein.

Ihr Mut, ihre Tapferkeit, ihr edles Streben schien damals vergeblich: sie blieben in ihrem Handeln allein, der Krieg nahm seinen Lauf bis zum bitteren Ende.

Heute wissen wir, daß diese jungen Menschen ihr Leben nicht umsonst gegeben haben. Sie waren Zeichen eines anderen Deutschland in dieser Zeit - und sie sind jetzt Vorbild und Verpflichtung für uns. Das werden sie immer bleiben: ein Beispiel selbstlosen Einsatzes für die Freiheit, für den Kampf des Geistes gegen den Haß, gegen Unterdrückung, gegen Zerstörung. Sie gehören zum Besten, was unser Volk an Freiheitssinn, Gerechtigkeitsgefühl, an Mut, Achtung für die Menschenwürde und an Gehorsam gegenüber dem Sittengesetz hervorgebracht hat.

Wir denken mit der Universität München an sie mit Ehrfurcht und Dankbarkeit.

Karl Carstens

Zum Gedenken an „Die Weiße Rose“

Anneliese Knoop-Graf

Anlässlich der Enthüllung des Gedenksteins zu Ehren der „Weißen Rose“ – es war im November 1946 – hielt der damalige Rektor der Universität München, Professor Karl Voßler, die Gedenkrede.

Er hob die Freiheit des menschlichen Gewissens als Motiv für den Widerstandswillen der „Weißen Rose“ hervor und führte dazu aus: „Es ist ein hohes Vorrecht der Jugend, das Unmögliche zu wagen und vor keiner Gefahr zurückzuschrecken“.

Solche Worte – nach überstandener Grauen gesprochen – mögen allzu idealistisch-hochgestimmt klingen. Denn diese Menschen „fochten mit bloßen Händen, mit ihrem Glauben, ihrem armseligen Vervielfältigungsapparat“ gegen eine grausame und gnadenlose Diktatur. Die Kraft und die Unbedingtheit dieses Widerstandes sind letztlich nur zu ermesen vor dem Hintergrund von KZ und Schafott.

Lassen Sie mich die Fakten kurz skizzieren: Die Mitglieder der „Weißen Rose“ hatten im Juni 1942 ihre Verschwörungsaktion begonnen, sie riefen durch Flugblätter ihre Mitbürger zum Kampf gegen den NS-Terror auf. Sie hatten auch die Absicht, Beziehungen zu anderen Verschwörerkreisen anzubahnen.

Einer von ihnen – Willi Graf – war mein Bruder. So werden Sie gewiß verstehen, wenn sich in meiner Darstellung geschichtliche Ereignisse mit meinem persönlichen Anteil verschränken.

Am 18. Februar 1943 legten Hans und Sophie Scholl kurz vor 11 Uhr vormittags Flugblätter auf Treppen und Fenstersimse des Lichthofs der Universität. Die restlichen Flugblätter warfen sie von der Galerie des obersten Stockwerks herab. Als sie mit ihrem leeren Koffer die Universität verlassen wollten, wurden sie vom Pedell festgehalten und sogleich von der Gestapo verhaftet. Bald darauf auch andere unmittelbar Beteiligte samt ihren Familienangehörigen sowie eine Anzahl weiterer verdächtigter Personen. In anschließenden Verfahren vor dem Volksgerichtshof in München wurden die Geschwister Scholl, Christoph Probst, Alexander Schmorell, Willi Graf und Professor Dr. Kurt Huber zum Tode verurteilt.

Es waren insgesamt sechs Flugblätter, die die Freunde meist zu nächtlicher Stunde hergestellt und durch Postwurfsendungen verteilt hatten. Diese Flugblätter, die in einer bis dahin nicht erlebten Weise die Verbrechen des NS-Regimes anprangerten und den Aufstand gegen diese „Diktatur des Bösen“ zur sittlichen Pflicht aller Deutschen erklärten, gipfelten immer wieder in dem Aufruf an Kommilitonen und Lehrer, endlich den Weg vom Wissen zum Widerstand zu gehen. Sie deuteten die Untaten des Regimes als Abfall von der gottgewollten Weltordnung und beschworen die Deutschen, sich nicht zu Mitschuldigen an diesen „scheußlichsten und unwürdigsten Verbrechen“ zu machen.

„Leistet passiven Widerstand“ – so steht es in einem der Flugblätter –, „wo immer Ihr auch seid ... Verhindert das Weiterlaufen dieser atheistischen Kriegsmaschine, ehe es zu spät ist, ehe die letzten Städte ein Trümmerhaufen sind und ehe die letzte Jugend des Volkes irgendwo für die Hybris eines Untermenschen verblutet ist. Vergeßt nicht, daß ein jedes Volk diejenige Regierung verdient, die es erträgt.“

Und in jenem letzten Flugblatt heißt es: „Der deutsche Name bleibt für immer geschändet, wenn nicht die deutsche Jugend endlich aufsteht, rächt und sühnt zugleich, ihre Peiniger zerschmettert und ein neues geistiges Europa aufrichtet.“

Ziel dieser Aktion war es – und darin zeigt sich die Größe der Entscheidung dieser Menschen – den Untergang des Regimes zu betreiben, um damit dem Vaterland zu dienen. Im Kampf gegen den Faschismus ging es um die Wiederherstellung humaner Werte und die Verteidigung der Freiheit. Von daher formte sich auch das Bild von dem, was danach kommen sollte.

Daß über die politische Situation Deutschlands nach dem Sturz der Nazis gedankliche Ansätze und konkrete, keineswegs idealistische Vorstellungen entwickelt und diskutiert wurden, steht fest. Vorstellungen, die sowohl auf christlichem wie konsequent liberalem, wie auch auf sozialistischem Gedankengut beruhten. Aber es waren noch vage Ideen oder auch Imperative und Losungen, wie sie sich in den Flugblättern finden. Andere authentische Dokumente und Belege gibt es nicht. Die Dringlichkeit des Handelns, die weder Aufschub noch gelassenes Ausreifen duldete, und die kurze Zeit, die den unmittelbar Beteiligten vor ihrem schrecklichen Ende blieb, haben es nicht zugelassen, daß sich diese Anfänge zu einer formulierten Gesamtkonzeption verdichten konnten.

Von heute her gesehen läßt sich aus manchen Zeugnissen und Dokumenten der innere Weg nachzeichnen, den die Münchner Studenten gegangen sind: Mit ihrer Entwicklung vom zunächst unpolitischen über den unbewußt politischen bis hin zum bewußt politischen Menschen steigerte sich die Intensität ihrer Kraft zum Widerstand. Die Geschehnisse des 18. Februar setzten all dem ein jähes Ende. Und Sophie Scholls von Hoffnung und Erregung durchglühte Prophezeiung „Das wird Wellen schlagen“, erfüllte sich zu jener Zeit noch nicht.

Die überwiegende Mehrzahl der Münchner Studenten schien unvorbereitet, zwar betroffen, aber wie gelähmt zu sein. Hie und da tauchte eine neue Wandschrift auf „Ihr Geist lebt weiter“. Das war eine erste und einzelne Reaktion. Lediglich in einer Hamburger Gruppe von Intellektuellen und Studenten, die insgesamt etwa 50 Personen umfaßte, zündete das Fanal. Diese Menschen sorgten dafür, daß die Flugblätter weiter verbreitet und Sammlungen für die Witwe von Professor Huber unternommen wurden. Im Spätherbst 1943 wurden 30 davon verhaftet. Acht Menschen, die den aktiven Kern bildeten, mußten ihr Leben lassen. Einer von ihnen, Hans Leipelt, wurde am 29. Januar 1945 in München hingerichtet. Dieser Kreis ist unter dem Begriff „Hamburger Zweig der Weißen Rose“ in die Geschichte des Widerstandes eingegangen.

Wer waren diese Menschen, die – um einer besseren Zukunft willen – ihr Leben aufs Spiel setzten, im festen Glauben an die aufrüttelnde Wirkung der Wahrheit und des moralischen Appells? Waren sie idealistische Schwärmer, blind für die Realitäten der politischen Machtverhältnisse, wie manche gemeint haben? Was sie wollten, was sie als ihren Beitrag und den einzigen Weg aus dem Übel betrachteten, das war die Überwindung der Gleichgültigkeit und Feigheit, die sich hinter hunderterlei Ausreden verschanzte, und die doch die eigentliche Ursache der Katastrophe war. Diese paar Studenten und ihr Professor – was hätten sie – isoliert im eigenen Volk, kundig mit Büchern und Worten zwar, doch unkundig mit Waffen und Sprengstoff – was hätten sie anderes ausrichten können als diese menschliche Rebellion gegen Unmenschlichkeit?

Ich habe die Mitglieder der "Weißen Rose" im Wintersemester 1942/43 durch meinen Bruder, mit dem ich zu jener Zeit in München zusammenwohnte, kennengelernt. Sie waren keine fanatischen Einzelgänger oder weltfremde Theoretiker, sie waren weltoffene Menschen, die das Leben liebten und genießen konnten und dabei in ständiger geistiger Gespanntheit und kritischer Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt und sich selber lebten.

Es verband sie ein weitgespanntes Bildungsstreben, eine frühbewußte Abstufung der Werte, Freude an Musik, Dichtung und Sprache, Interesse für Geschichte, Philosophie und Theologie. Einig waren sie sich vor allem – trotz der Verschiedenheit ihrer Konfessionen – in ihrer tiefgegründeten christlichen Überzeugung, die ihnen der „unentbehrliche Trost fürs Handeln, nicht aber fürs untätige Abwarten“ war. So ist ihre Beschäftigung mit religiösen Fragen nicht zu trennen von ihrem Entschluß zum politischen Widerstand.

Gemeinsam reifte der Entschluß, nicht mehr tatenlos zuzuschauen, sondern dem Befehl ihres Gewissens zu gehorchen und mit den Waffen des Geistes den Kampf gegen das Böse zu beginnen. Von Anfang an war ihnen klar, daß der Krieg verloren werden müsse und verloren sei. Welch geistige und sittliche Anstrengungen muß es wohl diese Menschen aus selbstverständlich national denkender Familie gekostet haben, sich zu einer solchen Auffassung durchzuringen!

Wenn ich Ihnen nun einige ihrer charakteristischen Wesenszüge darstelle, so mag vielleicht der Eindruck entstehen, ich zeichnete ein Bild von Heroen und stilisierte sie zu unerreichbaren Vorbildern. Sicher könnte ich an manchen Beispielen verdeutlichen, daß diese Menschen keineswegs frei waren von Fehlern, Schwächen und Unzulänglichkeiten, von Zweifeln und Kleinmut. Doch da ich sie in diesem Zusammenhang als die tragenden Figuren einer Widerstandsgruppe vorstelle, liegt es nahe, gerade jene Merkmale und Eigenschaften hervorzuheben, die Voraussetzung ihres Wollens und Handelns waren.

Hans Scholl, geboren 1918, galt und gilt als die treibende Kraft der "Weißen Rose". Es ging eine Art vibrierender Wachheit von ihm aus. Er beobachtete scharf und schien dauernd damit beschäftigt, innerlich an etwas zu arbeiten. Er hatte immer einen Dichter oder Philosophen zur Hand; die Bücher machten aber keinen weltabgewandten Grübler oder Ästheten aus ihm, sie drängten ihn vielmehr dazu, seine eigenen Antworten auf die Fragen des Lebens zu finden. Ich habe ihn stets in geistig hochgespannter Verfassung erlebt, oft auch ausgelassen, übermütig, witzig und spöttisch. In der kritisch-wachen Atmosphäre einer schwäbischen Bürgermeistersfamilie war er aufgewachsen. Er und auch seine Geschwister waren – trotz der offenen Mißbilligung ihres Vaters – vorübergehend den Verlockungen der Parolen und Fahnen erlegen. Nach einigen gravierenden Erlebnissen wandten sie sich dann – schon 1936 – voller Ernüchterung und Empörung von der Hitlerjugend ab. Hans schloß sich einer Gruppe der verbotenen Bündischen Jugend an, der er bis zu seinem Abitur angehörte. Seine Opposition begann, eine beharrliche, eine konsequente Opposition. „Es lebe die Freiheit“ – rief er laut und fordernd, kurz bevor er hingerichtet wurde.

Sophie, geboren 1921, lebte seit Mai 1942 in München mit ihrem Bruder zusammen; er studierte Medizin, sie Philosophie und Biologie. Ein starkes, oft wortloses Einverständnis herrschte zwischen den Geschwistern. Sie war, nachdem sie in die Pläne der

Aktion eingeweiht war, bei allem dabei, was ihr Bruder tat. Wenige Tage vor ihrer Verhaftung hatte sie einem Freund gegenüber geäußert: „Es fallen so viele Menschen für dieses Regime, es wird Zeit, daß jemand dagegen fällt“. Ihre schlichte und gesammelte Wesensart, mit der sie die Menschen ihrer Umgebung beeindruckte, ließ noch nichts erkennen von der Unerschrockenheit und Kühnheit, mit der sie dem tobenden Volksgerichtshofpräsidenten Freisler entgegenhielt: „Was wir sagten und schrieben, denken ja so viele, nur wagen sie es nicht, es auszusprechen“ – nichts auch von der Gelassenheit, mit der sie das Todesurteil entgegennahm und danach gefaßt, fromm und ungebrochen zum Schafott ging, zweifellos getragen von der Überzeugung, ein Vermächtnis zu hinterlassen. „Was liegt an meinem Tod,“ sagte sie kurz vor dem Prozeß zu einer Mitgefangenen „wenn durch unser Handeln Tausende von Menschen aufgerüttelt und geweckt werden“.

Christoph Probst wurde 1919 geboren; auch er studierte Medizin. Sein Vater war Sanskritforscher und Privatgelehrter, der die vielfältigen geistigen Interessen seines Sohnes und die Unbestechlichkeit seines Urteils nachdrücklich formte. Aus der frühen Erkenntnis, daß der Nationalsozialismus der Name für eine „böse geistige Krankheit“ sei, wuchs in ihm die Entschlossenheit, sich nicht nur im Verborgenen zu empören. „Einmal muß das Menschliche hoch empor gehalten werden, dann wird es eines Tages zum Durchbruch kommen. Wir müssen dieses Nein riskieren gegen eine Macht, die sich anmaßend über das Innerste und Heiligste im Menschen stellt und die Widerstrebenden ausrotten will. Wir müssen es tun um des Lebens willen. Diese Verantwortung kann uns niemand abnehmen“ – mit diesen Worten hatte Christoph Ziel und Richtung der Aktion gewiesen.

Er hatte jung geheiratet und war zum Zeitpunkt seiner Hinrichtung bereits Vater von drei Kindern. Aus diesem Grunde hatten ihn die Freunde aus den besonders gefährlichen politischen Aktionen heraushalten wollen. Ein Flugblattentwurf von seiner Hand wurde ihm schließlich zum Verhängnis.

In einem seiner Abschiedsbriefe heißt es: „Vergiß nie, daß das Leben nichts ist als das Wachsen in der Liebe und ein Vorbereiten auf die Ewigkeit“.

Alexander Schmorell, geboren 1917, war ein künstlerisch hochbegabter Arztsohn – seine Mutter war Russin – der neben seinem Medizinstudium als Bildhauer arbeitete und russische Dichter übersetzte. Er war verschwenderisch in seiner phantasievollen, ja weiträumigen Lebensfreude, seinem strahlenden gelassenen Humor. Aber zuweilen schimmerte durch diese Heiterkeit ein tiefer Ernst, ein Fragen und Grübeln. Nach Hans und Sophie Scholls Verhaftung versuchte er unterzutauchen; sofort wurde eine Fahndung eingeleitet: „Verbrecher gesucht“ – so daß er bald verraten und der Gestapo übergeben wurde. Auch er starb ohne Zeichen von Schwäche und schrieb in seinem letzten Brief: „Ich gehe hin in dem Bewußtsein, meiner inneren Überzeugung und der Wahrheit gedient zu haben“.

Mit Alex gemeinsam starb Kurt Huber, geboren 1893. Er war Professor der Philosophie und Musikpsychologie der Universität München. Wenn er in seinen Vorlesungen gut und geschickt, aber auch mutig und impulsiv geistvolle Anspielungen auf die fragwürdige Zeitlage machte, trampelten wir im Hörsaal Beifall – eine Tatsache übrigens, die Wagemut und Entschlossenheit unserer Freunde sehr bestärkte. Er war für die Stu-

dentem ein mitreißender Berater, zugleich aber auch der mäßigende Mentor. Was er beizutragen hatte, war viel: Die Weisheit des Älteren und die Klarheit seiner Gedanken. Körperlich schwer leidend, wirkte er mit ungebrochener geistiger Intensität und Kraft, die bis zu seinem Tode anhielt, dem Tod, den er „die Reinschrift“ seines Lebens nannte.

In seiner Verteidigungsrede vor dem Volksgerichtshof sagte er: „Mein Handeln und mein Wollen wird der ehrene Gang der Geschichte rechtfertigen . . . darauf vertraue ich felsenfest. Ich habe gehandelt, wie ich aus einer inneren Stimme heraus handeln mußte. . . Ich fordere die Freiheit für unser deutsches Volk zurück.“

Indem ich nun über meinen Bruder, Willi Graf, geboren 1918, spreche, bin ich mir bewußt, daß inzwischen die Gestalt meines Bruders aus dem Familienportrait herausgetreten und zu einer historischen geworden ist. Ich möchte diesem Bild jene vertrauten Züge beifügen, die ich als Schwester zu geben vermag.

Wir waren drei Geschwister und wuchsen in Saarbrücken auf, in der sicheren Obhut eines von der katholischen Tradition geprägten Familienlebens. Unser Vater war kaufmännischer Direktor. Willi gehörte bis 1936 zu dem kath. Jugendbund „Neudeutschland“ und arbeitete nach der vom Nationalsozialismus verordneten Auflösung in illegalen Gruppen weiter. In diesem Zusammenhang machte er – wie übrigens auch Hans Scholl – bereits 1938 Erfahrungen mit Gestapo und Gefängnis und wurde wegen „Bündischer Umtriebe“ für einige Wochen inhaftiert.

Mein Bruder hatte von Jugend an ein untrügliches Gefühl für Falsch und Richtig, für Wahr und Unwahr und einen unbeirrbaren Willen, für das einzutreten, was er als wahr und richtig erkannt hatte. Er erfaßte rasch, ob jemand seine Sprache verstand und verhielt sich auch danach; bei der Auswahl seiner Freunde war er geradezu rigoros. Ein charakteristisches Beispiel für eine solche Kompromißlosigkeit: In seinem Adreßbuch hatte der damals Vierzehnjährige einige Namen durchgestrichen und daneben vermerkt „Ist in der HJ“. Für ihn waren diese Jungen erledigt.

Die Verbindung zu gleichgesinnten Freunden war für meinen Bruder von lebenswichtiger Bedeutung. In dem Maße, wie er sich ihnen zuwandte, hat er sich nach und nach von dem – im weitesten Sinne – autoritätsgläubigen und kirchentreuen Elternhaus entfernt. Er war uns allen an Entschiedenheit weit voraus. Er war es auch, der Eltern und Geschwister über die barbarischen Hintergründe des Unrechtstaates aufklärte. Die Entscheidung, nicht in die HJ einzutreten, war Willis persönliche Entscheidung. Meine Eltern beschworen ihn, wenigstens pro forma mitzumachen. Überhaupt waren sie – und dies traf damals auf viele Elternhäuser zu – mit Vorsichtsmaßnahmen so beschäftigt, daß sie nicht in der Lage waren, in uns eine kritische Haltung gegenüber dem NS-System zu wecken, geschweige denn zu festigen. So ist es auch zu erklären, daß Willi seine Familienangehörigen nicht in die Pläne der Widerstandsgruppe eingeweiht hat. Sie hätten auch mit Sicherheit alles versucht, ihn davon abzubringen.

Es wäre allerdings meinem Elternhaus gegenüber eine unzulässig vereinfachende Sicht, würde ich diesen Aspekt für sich stehen lassen. Als meine Eltern von dem Todesurteil erfuhren, haben sie sich – auch in ihrem religiösen Bewußtsein – zu dem Opfertod ihres Sohnes bekannt; sie haben alles auf sich genommen, den Schmerz und auch den Stolz.

Mein Bruder mag in den schweren Stunden vor seinem Tod um diese Stärke seiner Eltern gewußt haben. In seinem Abschiedsbrief schreibt er: „Alles was ich bin, ver-

danke ich Euch, denn Ihr gabt mir alle Freiheit und Möglichkeiten mit auf den Lebensweg“. Von daher also haben die Eltern ihren Beitrag dazu geleistet, ihren Sohn für den Widerstand zu wappnen.

Zu Kriegsbeginn wurde mein Bruder eingezogen und als Mediziner einer Sanitätsabteilung zugeteilt. Er war an den Kriegsschauplätzen in Frankreich und Belgien, in Polen und Rußland. Hier mußte er erleben, wie Männer des eigenen Volkes brutale Verbrechen skrupellos begingen: Deportationen und planlose Ausrottung hilfloser Menschen.

Er, der sonst in seinen Briefen immer sehr vorsichtig war, schrieb mir am 1. 2. 1942: „. . . Ich wünschte, ich hätte das nicht sehen müssen, was ich alles in dieser Zeit mitanschauen mußte. Doch so etwas darf man sich nicht wünschen, denn schließlich hat alles Erlebte seinen Sinn, das wir ertragen müssen . . . Der Krieg, gerade hier im Osten, führt mich an Dinge, die neuartig und fremd wie nichts bisher Bekanntes sind. Und das muß man alles verarbeiten, obwohl kaum jemand da ist, mit dem man darüber reden könnte . . .“

Im April 1942 kam mein Bruder zum Studium zurück nach München. In der Studentenkompanie lernte er Hans Scholl, Christoph Probst und Alexander Schmorell kennen, und sie erkannten sich rasch in ihrer oppositionellen Haltung gegen das Regime. Willis moralische Verpflichtung zum Widerstand war in dieser Zeit bereits so bindend, daß er sich dieser Gruppe rückhaltlos zur Verfügung stellte.

Es kamen Kritik und Warnungen von guten Freunden aus der früheren Zeit. Auch Willi hatte in seinem Innern den Kampf zwischen Zaudern und Handeln auszufechten. An manchen Stellen seines Tagebuches finden wir Andeutungen davon, z. B. am 15. Januar 1943: „Die Zeit geht damit hin, daß ich mich mit dem Plan beschäftige. Ob es der richtige Weg ist? Manchmal glaube ich es sicher, manchmal zweifle ich daran, aber trotzdem nehme ich es auf mich, wenn es auch noch so beschwerlich ist“.

Ob es der richtige Weg sei? Welche Gedanken mögen hinter solchen Zweifelsfragen gestanden haben? Antworten darauf können nur Vermutungen sein, erschlossen aus chiffrierten Briefen und Notizen.

„Aber die Liebe zu Deutschland wächst von Tag zu Tag, und ich nehme schmerzvollen Anteil an seinen großen Wunden“, schrieb mein Bruder kurz vor seinem Tod (10. 9. 1943). Für ihn war Kampf gegen diesen Staat nicht Hochverrat oder Ungehorsam gegenüber der kirchlichen Obrigkeit, sondern notwendige Folgerung eines verantwortungsbewußten Deutschen und Christen. Als streitbarer junger Katholik wandte er Maßstäbe christlicher Ethik an, die seinem eigenen Gewissen entsprachen.

Ob es der richtige Weg sei? Sicher sind diese Worte auch Regungen großer Einsamkeit, ja Verlassenheit. Er war mit seinem Gewissen meist allein und mußte sich unter großer innerer Belastung seinen eigenen Weg suchen.

Mein Bruder hatte außer seiner Tätigkeit bei der Herstellung und Verbreitung der Flugblätter die Aufgabe übernommen, im Saargebiet, im Rheinland, in Freiburg und in Ulm Flugblätter zu verteilen und aus dem versprengten Freundeskreis der Bündischen Jugend Mitverschworene zu gewinnen, um somit ein Netz von Widerstandsgruppen aufzubauen. Diese Reisen waren, wie alles, was sich damals jenseits der Legalität abspielte, lebensgefährliche Unternehmungen. Mit gefälschten Urlaubs- und Militärfahrscheinen, einem Vervielfältigungsapparat und einem Koffer voller Flugblätter saß mein Bruder im Zug. In höchstem Maße angespannt, denn eine jener willkürlichen und doch so gezielten Kontrollen des Polizeistaates, hätte schon das Ende sein können.

Dennoch: die politischen Aktionen und Kategorien haben Willis Denken nie so ausschließlich beherrscht, daß sie ganz von ihm Besitz ergriffen hätten. Noch einen Tag vor seiner Verhaftung schloß er einen Freundesbrief mit den Worten: „Und während der letzten Stunde eines jeden Tages lese ich Stifter“.

Nachdem man Hans und Sophie gefaßt hatte, wurden Willi und ich ebenfalls in unserer gemeinsamen Wohnung verhaftet. Begleitet von zwei Gestapobeamten, im Fond eines Polizeiautos sitzend, hielten wir uns schweigend fest an der Hand. Das bedeutete uns mehr als Worte, die doch nichts hätten ausrichten können; wir waren ja bewacht.

Am 19. April 1943 wurde mein Bruder unter 14 Mitangeklagten zum Tode verurteilt und hat dann noch bis zum Oktober in Einzelhaft auf seinen Tod warten müssen. Die Gestapo versuchte, auch noch die letzten Namen von Mitwissern und Sympathisanten aus ihm herauszupressen, aber er schwieg. Und viele seiner Freunde blieben durch diese Standhaftigkeit vor dem Zugriff der Gestapo bewahrt.

Wir haben Willi noch viermal nach dem Prozeß im Gefängnis besuchen können; er war dabei ungebrochen, er spendete uns Trost und Zuspruch, nicht wir ihm. Einmal schaute er uns fest, ja teilnahmsvoll an und sagte leise: „Wenn ihr nur aushaltet, ich schaffe es schon, denn ich weiß ja wozu“. Und in einem seiner letzten Briefe schrieb er: „Mit dem Tod beginnt erst unser wahres Leben. Diese Gedanken sind mir immer schon vertraut gewesen“.

Solche Worte dürfen jedoch nicht als generelle Todesbereitschaft interpretiert werden. Willi und seine Freunde hofften durchaus auf ein Überleben, und sie bejahten ihr Sterben erst, als die Todesstrafe für sie feststand.

Am Nachmittag des 12. Oktober 1943 wurde mein Bruder hingerichtet. In seinem Abschiedsbrief an mich, den der Pfarrer unzensuriert aus dem Gefängnis bringen konnte, schrieb er: „Du weißt, daß ich nicht leichtsinnig gehandelt habe, sondern aus tiefster Sorge und in dem Bewußtsein der ernstesten Lage . . . Auch gegenüber meinen Freunden sollst Du bestimmt sein, mein Andenken und Wollen aufrecht zu erhalten. Sage . . . allen meinen letzten Gruß, sie sollen weitertragen, was sie begonnen haben“.

Das Zeichen der Weißen Rose

Zur politischen Bedeutung des studentischen Widerstands

Prof. Hermann Krings

Die Weiße Rose ist ein Zeichen. Zeichen sind oft schwer deutbar. Wichtiger als die Deutung ist aber, das Zeichen überhaupt wahrzunehmen und sich von ihm betreffen zu lassen. Diesem Betroffensein Ausdruck zu geben, war der Sinn des eben vollzogenen Gedenkens.

Die Empörung über den Untergang des Rechtsstaats und über die vom nationalsozialistischen Staat angeordneten und organisierten Verbrechen in Deutschland und in den von deutschen Truppen besetzten Ländern wurde durch die jungen Männer und Frauen der Weißen Rose öffentlich. Daß Widerspruch und Widerstand öffentlich wurden, das war ein Zeichen. Es ließ damals zugleich Genugtuung und Befürchtung des Schlimmsten, zugleich Hoffnung und Verzweiflung empfinden. Denn die Verblendung und Gewissenlosigkeit der Machthaber war ebenso groß wie die Hellsicht und das Gewissen der Jungen.

Das Zeichen der Weißen Rose war nicht ein Zeichen am Himmel, sondern auf der Erde. Es ist hier, in diesem Haus, in dieser Stadt gesetzt worden. Es glich einem Blitz, der im Nu die ganze Stadt und viele andere Städte und für einen Augenblick das ganze Land erhellt hat. Dann kam der Tod: der Tod von Hans Scholl, Christoph Probst und Sophie Scholl, von Kurt Huber, Alexander Schmorell und Willi Graf, schließlich von Hans Leipelt. Dieser Tod war abermals ein Zeichen. Es wies darauf hin, daß erst millionenfacher Tod und endlich die Selbstvernichtung Deutschlands diesen Terror beenden sollten.

Die Zeichen von damals sind auch noch Zeichen heute. Damals waren wir unmittelbar betroffen. Heute müssen wir uns mittelbar von ihnen betreffen lassen. Wir müssen die Zeichen der Weißen Rose deuten. Wie sollen wir sie verstehen?

Zu Deutung und Verständnis beizutragen, ist Aufgabe des Vortrags. Wenn ich es übernommen habe, einen solchen Beitrag zu versuchen, dann tragen dazu vor allem zwei Umstände bei.

Der eine Umstand ist die Nähe zum Geschehen damals. Ich war in den schlimmen Monaten von Dezember 1942 bis April 1943 in München. Ich kannte Willi Graf seit sechs Jahren, war mit ihm befreundet und hatte bis Ende Januar oder Anfang Februar 1943 mit ihm Kontakt. Durch ihn wußten wir – das ist die in den publizierten Berichten erwähnte Gruppe um Fritz Leist – von der Freundesgruppe, die sich um Hans Scholl in der Studentenkompagnie getroffen hatte. Als Angehöriger des Philosophischen Seminars I war ich auch mit Kurt Huber gut bekannt und habe nach den Vorlesungen oft mit ihm diskutiert. So kann mir für die Darstellung der Wirkung, welche die Ereignisse damals gehabt haben, eine gewisse Authentizität zugebilligt werden.

Der andere Umstand liegt darin, daß der Auftrag der Freunde, ihr Andenken wach zu halten, eine Verpflichtung ist, daß es mir aber fern liegt, meinen Deutungsversuch durch eine politische Nutzenanwendung leiten zu lassen. Eines ist es, die Zeichen der Weißen Rose zu deuten und ihre politische Bedeutung zu verstehen, unabhängig von einer poli-

tischen Präferenz. Ein anderes ist es, die Namen und Ereignisse von damals für heutige politische Zielsetzungen in Anspruch zu nehmen, die in unserer Republik normalerweise parteipolitische sind. Wenn die Zeichen der Weißen Rose auch heute noch eine Bedeutung haben sollen, und zwar für uns alle in Deutschland und nicht nur für einen Teil, dann muß die Reflexion auf die politische Bedeutung von einer vordergründigen politischen Absicht frei bleiben.

Schließlich möchte ich noch erwähnen, daß mein Deutungsbeitrag, so überzeugt ich ihn vortrage, keinen Alleinvertretungsanspruch enthält. Im Blickfeld eines anderen mögen dieselben Ereignisse anders stehen und in anderer Weise gesehen werden. Das muß nicht ein Widerspruch sein. Überdies wird jede Epoche ihre eigene Deutungsleistung erbringen müssen. Spätere Deutungen werden sich schon dadurch von heutigen unterscheiden, daß dann die Augen- und Ohrenzeugen nicht mehr am Leben sind.

I. Die Gruppen

Nach 1936 waren die Hitlerjugend und analoge Organisationen der NSDAP die einzigen zugelassenen Jugendorganisationen. Alle anderen Organisationen oder Gruppen waren durch Gesetz oder Verordnung aufgelöst und verboten. Die bis dahin bestehenden Jugendgemeinschaften, Bünde und Gruppen gingen teilweise in den Untergrund, doch nicht als Organisationen, sondern zerstreut als einzelne kleine Gruppen, die es an nahezu allen Orten in irgendeiner Form gegeben hat. Das war der Geheimen Staatspolizei bekannt. Die Anklageschrift vom 21. April 1938 gegen eine dieser Gruppen, der auch Willi Graf angehörte, hebt ausdrücklich hervor, daß 1937 „das Verbot der bündischen Jugend durch das Geheime Staatspolizeiamt in der gesamten deutschen Presse in Erinnerung gebracht“ worden sei.

Diese Gruppen existierten getarnt und weitgehend isoliert; das heißt, sie standen nur über persönliche, nicht organisatorische Verbindungen miteinander in Kontakt. In ihnen herrschten ungeschriebene Regeln, die mit selbstverständlicher Strenge beachtet wurden; denn die Situation war immer gefährlich. Man führte keine oder unvollständige oder auch chiffrierte Tagebücher oder Kalender, man vermied die Korrespondenz und verwahrte Adressen in Verstecken. Man bediente sich auch gewisser Code-Sprachen, die vielfach mit Zitaten aus der Dichtung bestritten wurden. Unbedingte Verlässlichkeit war zum Überleben notwendig. Die Entdeckung eines einzelnen konnte zur Entdeckung einer Gruppe und dieses wiederum zur Entdeckung weiterer Gruppen führen. So ist es auch mehrmals geschehen.

Sinn dieser Existenz in Gruppen war die Abwehr des nationalsozialistischen Ungeistes und der Entschluß, ein auf Vertrauen und Sympathie gegründetes Gemeinschaftsleben zu führen. Die Wege und Tricks, sich der allgemeinen „Gleichschaltung“ und totalen organisatorischen Erfassung durch Partei und Staat zu entziehen, wurden gemeinsam überlegt, und mit gegenseitiger Hilfe wurde diese Verweigerung praktiziert. Über Existenz und Treffen der Gruppen wurde im allgemeinen nicht gesprochen. So gab es nur ein undeutliches Bewußtsein von einer unbestimmten Menge ähnlicher Gruppen im Untergrund. Ich möchte vermuten, daß es einem einzelnen ohne Rückhalt in einer Gruppe kaum möglich gewesen ist, dem Sog der nationalsozialistischen Propaganda und dem gesellschaftlich-politischen Druck der Partei standzuhalten, es sei denn, daß

das Schicksal seiner Familie oder seiner Partei ihn von vornherein zum Gegner gemacht hatte.

Diese Gruppen waren nur ein Teil jener „lautlosen Opposition“, von der Hannah Arendt (in: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, 138) spricht: „Niemand kann wissen, wie viele es waren – vielleicht hunderttausend, vielleicht viel mehr, vielleicht viel weniger. Es gab sie überall, in allen Schichten des Volkes und in allen Parteien, vielleicht sogar in den Reihen der NSDAP Eine Krise des Gewissens gerade hat es bei ihnen nie gegeben, aber in den Reihen des Widerstands oder gar der Verschwörer waren sie schwerlich zahlreicher vertreten als anderswo auch. Sie waren weder Helden noch Heilige, „nur“ tadellose Menschen. Nur einmal, in einer einzigen verzweifelten Geste, hat sich dies ganz und gar Vereinzelte und Lautlose in der Öffentlichkeitskundgebung kundgetan: das war, als die Geschwister Scholl unter dem Einfluß ihres Lehrers Kurt Huber jene Flugblätter verteilten, in denen Hitler nun wirklich das genannt wurde, was er war – ein 'Massenmörder'.“

Die Gruppen, von denen ich hier spreche, erscheinen, wenn man ihre Tätigkeiten und Veranstaltungen anschaut, unpolitisch. Ihr Stil ist nicht der des politischen Kaders. Sie verstehen sich als Fortführung der bündischen Jugend in dieser oder jener Art, und so werden sie auch zunächst von der Polizei verstanden, die sie verfolgt. Anders jedoch erscheinen sie, wenn man die Tatsache ihrer Existenz im Untergrund, ihren zähen Zusammenhalt, ihre Zielsetzungen und Wirkungen in Betracht zieht. Diese Existenz war rein als Tatsache politischer Natur und sie wirkte politisch. Diese Gruppen destruierten die „braune Lüge“ und widerstanden dem allgemeinen politischen Trend, bis hin zur Sabotierung nicht nur der Partei, sondern auch von Staat und Wehrmacht. Hier sind eindeutig politische Beweggründe und auch politische Wirkung der Gruppen zu diagnostizieren, z. B. auf die immer wieder zu ihnen stoßenden Jüngeren.

Die politische Motivation und ihre Bedeutung für den „Kampf um die Jugend“ – diesen Ausdruck entnehme ich dem Lagebericht des Chefs des Sicherheitsamtes des Reichsführers SS vom Mai/Juni 1934 – war den Machthabern wohl bewußt. Übrigens einmal auch zum Vorteil der Freunde. Das zeigt der Beschluß des Sondergerichts in Mannheim vom 17. Mai 1938, das Verfahren gegen die eben schon erwähnte Gruppe um Fritz Leist und „17 Andere“, unter ihnen Willi Graf, einzustellen. Obwohl in der Anklageschrift lauter unpolitische Tatbestände (unerlaubte Treffen, Lager und Auslandsfahrten, Singen bestimmter Lieder etc. etc.) festgehalten worden waren, heißt es in dem Beschluß: „Die Taten sind aus politischen Beweggründen und vor dem 1. Mai 1938 begangen.“ Damit fielen die Angeklagten unter die Amnestie, die anläßlich des Anschlusses Österreichs an das Deutsche Reich erlassen worden war.

Jede Aktivität dieser Gruppen war eine erklärte Verweigerung der geforderten politischen Einstellung, eine Sabotierung der Organisationen von Partei und Staat und formal die Übertretung von irgendwelchen Gesetzen, Verordnungen, Anordnungen, Bekanntmachungen oder wie sonst die Rechtsgrundlagen zu bezeichnen sind.

War somit die Existenz der Gruppen politisch relevant, so spielte in ihnen – soweit sie aus der bündischen Jugend kamen – die politische Diskussion eine untergeordnete Rolle. Im allgemeinen herrschte ein selbstverständlicher politischer Konsens, auch in der Meinung, der Krieg dürfe nicht gewonnen werden, auch in der von den Flugblättern vertretenen Priorität einer Niederlage des Nationalsozialismus vor dem militärischen Sieg über den Bolschewismus.

In *einer* politischen Frage herrschte in den Gruppen allerdings keine völlige Übereinstimmung, nämlich im Verhalten gegenüber der Wehrmacht. Bis 1936 war die Wehrmacht und insbesondere bestimmte Regimenter eine Anlaufstelle für Gegner des Nationalsozialismus gewesen. Als 1937 erkennbar wurde, daß Hitler einen Krieg vorbereitete, wurde die Einstellung zum Dienst in der Wehrmacht bei denen, die bis dahin kritisch gewesen waren, dezidiert abgelehnt, bei anderen wurde sie zum mindesten kritischer. In den Gruppen wurden die Fragen freundschaftlich, aber auch kontrovers diskutiert. Es gab solche, denen jedes Mittel recht war, den Dienst in der Wehrmacht zu sabotieren, solche, die eine Einberufung abwarteten und ihr dann folgten, und solche, die sich freiwillig zur Wehrmacht meldeten, vornehmlich um dem Parteidruck, dem jeder Zivilist und insbesondere junge Leute ausgesetzt waren, zu entgehen. Die Einstellung von Hans Scholl und seinen Freunden war zwar eindeutig, aber auch hier, in der Weißen Rose, war sie nicht unumstritten. Das zeigt die Auseinandersetzung mit Professor Huber um eine Textpassage zugunsten der Wehrmacht im letzten Flugblatt. Kurt Huber, von dem der Text des Flugblatts stammte, wollte sie erhalten wissen, doch die Jungen haben sie aus dem Text gestrichen. Sie sahen damals auch die Wehrmacht als ein Werkzeug der Diktatur des Bösen an. Dem widerspricht nicht die Zugehörigkeit zur Studentenkompanie; sie ermöglichte die ärztliche Ausbildung und war ein Sonderfall. Noch bis 1943 waren die Studentenkompanien eine der wenigen Nischen, in denen eine Gruppe sich ansiedeln konnte.

II. Das politische Umfeld

Die politische Bedeutung jener Gruppen und am Ende des studentischen Widerstands durch die Angehörigen der Weißen Rose kann nicht aus einer Analyse der Existenz oder der Tätigkeiten der Gruppe allein erhoben werden. Sie läßt sich nur bestimmen, wenn man das politische Umfeld einbezieht.

Inzwischen liegt eine Fülle von Beschreibungen dieses Umfelds vor. Trotzdem ist es für einen jungen Menschen heute nicht leicht, die damalige Situation und ihr Klima zu realisieren. Das liegt vielleicht weniger am zeitlichen Abstand, wiewohl vierzig Jahre uns von dem Zusammenbruch Deutschlands trennen und dreißig Jahre politischer Konsolidierung, Aufstieg, Wohlstand und Frieden dazwischen liegen. Es liegt wohl mehr daran, daß Sie, meine Zuhörer, in einem demokratischen Rechtsstaat aufgewachsen sind und politische Phänomene natürlicherweise auf diesen Ihren Erfahrungshorizont beziehen. Worauf auch sonst? Die unmittelbare Konfrontation mit einem totalitären Staat oder mit einem politischen Terrorregime – was alles es ja auch heute auf dieser Welt gibt – ist Ihnen glücklicherweise erspart geblieben.

Darum ist es nicht überflüssig, wenn ich das politische Umfeld mit ein paar Strichen aus meiner Sicht skizziere, nicht, um eine weitere Beschreibung zu liefern, sondern um den gegenüber heute ganz andersartigen Hintergrund zu vergegenwärtigen, ohne den die politische Bedeutung der Weißen Rose nicht verständlich gemacht werden kann.

Deutschland hatte 1918 den Ersten Weltkrieg verloren, doch die Deutschen wollten ihn nicht verloren haben. Mit dieser Lebenslüge, mit einer in der Tat nicht bewältigten Vergangenheit, haben sie lange gelebt. „Versailles“ galt nicht als der Name eines Friedensvertrags, sondern einer nationalen Schande, eines baren Unrechts am deutschen Volk, wenn nicht eines politischen Verbrechens der Alliierten. Hitler konnte diese nicht

eingestandene, gleichwohl Geschichte gewordene Niederlage leicht umkehren in ein Unrecht, unter dem das deutsche Volk die berühmten „vierzehn Jahre lang“ gelitten habe. Die Republik, die aus der Niederlage hervorgegangen war, war in der Breite des Volkes nur halbherzig und von den Extremisten rechts wie links gar nicht angenommen worden. Das wirtschaftliche Elend, die Zerrissenheit der Parteienlandschaft, die Ohnmacht der politischen Autoritäten, die kulturelle Wirrnis der zwanziger Jahre, die, wie-wohl sie faszinierend sein konnte, doch eine Wirrnis war – das alles war Schuld der anderen, *sollte* Schuld der anderen, insbesondere der Juden, sein. Die Weltwirtschafts-krise und die Millionen Arbeitlose machten das Elend vollständig.

Jenes politische Fieber, das sich den Titel „Deutschland erwache“ gab, schüttelte Anfang der dreißiger Jahre mehr und mehr das Volk, bis es sich in das betäubende Nar-kotikum der nationalsozialistischen Weltanschauung flüchtete und den verführerischen Parolen vom Abwerfen des politischen Jochs, vom Ariertum, vom Volk ohne Raum, von Führer und Vaterland nur zu gerne folgte. Der Auflösungsprozeß, der Gesellschaft in den vorangegangenen zwei Jahrzehnten begünstigte den Prozeß, in dem die Massen teils wütend, teils verzweifelt, teils erhitzt, teils naiv einem Mann wie Hitler gefolgt sind. Diesem Fieber sind auch gläubige Christen in großer Zahl erlegen.

Nach der sogenannten „Machtergreifung“ wurden die politischen Institutionen der Republik praktisch abgeschafft. Die Diktatur etablierte sich als „Drittes Reich“. Die neuen Machthaber wurden von einer fanatisierten oder verängstigten Sozietät getragen. Die Staatsorganisation war nicht mehr „politisch“ in dem Sinn, wie wir das Wort heute gebrauchen. Sie war ein Instrument der Machthaber, die sich neben den staatlichen Machtinstrumenten eigene Instrumente des politischen Terrors schufen: so die SS, so die Staatspolizei, so gewisse Sondergerichte und insbesondere den Volksgerichtshof, so die Konzentrationslager. Gegen diese Gewaltherrschaft hat es einen „politischen Widerstand“, so wie wir das Wort heute verstehen, nicht gegeben; es sei denn anfangs in der Partei selbst durch den von Georg Strasser geführten linken Parteiflügel und durch die von Röhm geführte rechtsradikale SA. Doch dieser Widerstand wurde schon früh, 1934, in einer Nacht liquidiert, die Zahl der Ermordeten war hoch, aber gleichgül-tig. Die deutsche Wehrmacht hatte – trotz einigem Suchen und Schwanken – keine poli-tische Alternative, verdankte sie ihren Wiederaufstieg doch auch jenem Weltanschau-ungsfieber; überdies vermied Hitler einen Konflikt mit der Wehrmacht und ergriff in dem Streit zwischen der SA und der Wehrmacht Partei gegen die SA. Die Bemühungen der Kirchen um das eigene Überleben blieben ohne politische Wirkung. Sie konnten sich mit bis heute umstrittenen Mitteln einen engen Spielraum für den kirchlichen Innenraum wahren. Doch die Ziele und die Handlungsfähigkeit der Diktatur blieben unberührt.

Diese Feststellungen haben, wenn sie heute getroffen werden, meistens die Bedeu-tung einer Kritik, der dann Rechtfertigungsargumente entgegengehalten werden. Diese Kontroverse trägt zu unserem Thema wenig bei. Die Feststellung der Abwesenheit eines politisch erfolgreichen Widerstands hat im Kontext dieses Vortrags weniger eine kritische als eine analytische Bedeutung. Ich möchte die These vertreten, daß unser Begriff des politischen Widerstands für den Zustand des Gemeinwesens nach 1934 nicht adäquat ist. Was wir „politisch“ nennen, wurde von den Nationalsozialisten als Rest bürgerlicher Dekadenz verworfen zugunsten eines Weltanschauungsfanatismus, der

ohne Rücksicht auf Mittel und Möglichkeiten, ohne Rücksicht auf das Recht, ohne Rücksicht auf die Menschen seine politisch unmöglichen Vorstellungen mit Gewalt verwirklichen wollte. Die Nationalsozialisten haben jede politische Form zertört; an deren Stelle trat eine von einer Massenbewegung getragene Diktatur. Damit war einer politischen Alternative oder einem – im heutigen Sinn politischen – Widerstand die Basis entzogen. Die politische Form war suspendiert zugunsten eines allgemeinen Terrors, der in der eigenen Familie anfangen konnte und mit dem die Partei die gesamte Gesellschaft, der Staat seine eigenen Behörden und die Machthaber sich gegenseitig in Schach hielten. Schon eine vermutete Distanz zum Regime alarmierte den Nachbarn, den Hausmeister, den Kommilitonen, den Kollegen, die sich durch den Rausch geschützt fühlten und die Angst ankam, wenn jemand sich dem allgemeinen Taumel entzog. Der Spitzel war überall und die Denunziation alltäglich – nicht weil die Menschen politisch interessiert oder gar besonders böse gewesen wären, sondern weil es ihnen unheimlich vorkam, wenn jemand nicht mitmachte, und weil sie Angst hatten. Nicht erst ein Protest, auch die bloße Verweigerung führte zu Haft und oft zum Tod im Konzentrationslager. Dort endete auch der nur angedeutete Widerstand, und zwar nunmehr seit zehn Jahren.

Wenn die Opposition „lautlos“ (H. Arendt) und der Widerstand politisch unsichtbar und unwirksam blieb, dann vor allem deswegen, weil die Machthaber Politik durch Terror ersetzt hatten – nach innen und nach außen. Die furchtbaren Parolen wie „totaler Krieg“, „Endlösung der Judenfrage“ und andere Produkte eines verbrecherischen Nihilismus waren ja nicht Ausdruck einer politischen Konzeption, der man eine vernünftigeren und bessere Politik hätte gegenüberstellen können. Die Antwort auf diese bösen Taten konnte wohl nur der Tyrannenmord sein. Doch der Tyrannenmord ist auch nicht „Politik“, sondern ein Zeichen dafür, daß es mit der Politik am Ende ist.

Diesen Zustand des Gemeinwesens den Nachgeborenen zu vermitteln, werden sich die Geschichtsschreiber vergeblich bemühen. Dieses kann vielleicht die Dichtung. Eines der wenigen literarischen Werke, das bisher die politische, gesellschaftliche und menschliche Situation von damals in einigen Zügen zu vergegenwärtigen vermocht hat, sind nach meinem Urteil die vierundzwanzig Szenen „Furcht und Elend des Dritten Reiches“ von Berthold Brecht. Er schrieb diese Szenen in der Emigration und schon in den Jahren 1935 bis 1939.

Wenn man heute nach dem politischen Widerstand im Dritten Reich fragt und etwas ratlos ist, weil sich zwar bei gründlicher historischer Forschung vieles entdecken läßt, aber kaum etwas politisch sichtbar geworden ist, so muß man zunächst auf die Zehntausende von Toten blicken, die wegen eines tatsächlichen oder auch nur angedeuteten Widerstands oder auch nur wegen einer Verdächtigung getötet worden sind.

Wenn wir Heutigen das Böse jener Zeit, jener Gesinnung, jener wahrhaft ungläublichen Worte und Taten nur schwer realisieren können, so ist das kein Mangel. Doch daraus resultiert leicht der Irrtum, die Katastrophe des Nationalsozialismus, der Zweite Weltkrieg und der Untergang von 1945 seien das Resultat einer verfehlten Politik, der kluge und engagierte Leute mit einem anderen politischen Konzept hätten entgegentreten können. Die Versuche dazu kennen wir ja: die „Rote Kapelle“, den „Kreisauer Kreis“, auch die „Weiße Rose“ und andere. Doch nicht deren Unfähigkeit (oder „Dilettantismus“, wie neulich ein blindgebliebener Fernsehautor meinte), sondern die militante Anarchie von oben war der Grund der Erfolglosigkeit – wie wenn man auf einem Schrottplatz Getreide anbauen wollte; das geht auch mit gutem Samen nicht.

Die Auseinandersetzung mit einer anderen politischen Auffassung oder auch der Kampf gegen den politischen Gegner auf der Basis eines Grundkonsenses, wie wir es heute in unserer Demokratie gewohnt sind, war damals ausgeschlossen. Was das zweite Flugblatt von der geistigen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus sagte, nämlich daß sie unmöglich sei, das gilt auch von der politischen Auseinandersetzung. Es ging vielmehr um die Abwehr eines hybriden Herrschens, das jede Politik fallen ließ und die Vernichtung von allem in Kauf nahm. Gerade eben, Januar 1943, gab das sinnlose Zugrundegehenlassen einer ganzen Armee in Stalingrad das schockierende Signal dafür, daß der skrupellose Vernichtungswille auch vor der Selbstvernichtung nicht haltmachen würde. Was durch die Flugblätter und Wandschriften der Weißen Rose vierzehn Tage danach öffentlich wurde, war die Empörung über das Böse. Diese Aktionen waren nicht ein gecheiterter politischer Versuch gegenüber einem politischen Gegner, wengleich die Studenten durchaus eine politische Absicht hatten. Sondern angesichts der Verwerfung aller Politik zugunsten eines sinnlosen Wütens in Wort und Tat und angesichts eines allgemein gewordenen Mordens haben diese jungen Menschen das Böse als böse bezeichnet und ihm widersagt. Das Widersagen begann in den Gesprächen der Freunde, es wurde durch die Flugblätter öffentlich und vollends wirklich im Sterben. Der Tod von Hans Scholl und seinen Freunden ist deren eigene Tat, die Tat des Widersagens.

III. Ein Beispiel?

Diese Landschaft politischer Zerstörung und in ihr das Zeichen der Weißen Rose lassen es als verständlich erscheinen, wenn ich Ihnen die Personen und ihr Handeln nicht als ein Beispiel, gar als ein heroisches Beispiel präsentiere. Heldenverehrung würden sie sich wohl auch verbeten haben.

Wollte man eine große Gestalt nennen, auf die man sich hier beziehen könnte, so würde ich eher den Propheten Jeremia nennen. Als Jahwe ihn zum Propheten berief, wehrte er ab und sagte: „Ach, Herr, ich taue nicht, zu künden; denn ich bin zu jung. Der Herr aber sprach zu mir: Sage nicht, ich bin zu jung, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende ...“ (Jer 1,5 – 7). Dieser Bezug ist berechtigt; denn das Denken und Handeln dieser Gruppe waren in der religiösen Überzeugung christlichen Glaubens gegründet. Solche Sendung ist eine Ausnahme, und auch solches Sterben ist die Ausnahme.

Aber nicht nur deswegen scheint es mir nicht möglich, das Zeichen der Weißen Rose als ein Beispiel zu verstehen. Zu einem Beispiel gehört nicht nur das untadelige Handeln des einzelnen, sondern auch ein angemessenes Umfeld. Die Zeit damals aber – ich versuchte es zu skizzieren – war keine Zeit für ein Tun, das als Beispiel dienen könnte. Was man auch tat, es war nicht beispielhaft; es war bestenfalls das, was der einzelne in einer bösen Zeit persönlich noch verantworten konnte oder glaubte, tun zu müssen. Und auch das war nicht möglich ohne die Lüge Tag für Tag. Die des Terrors sich erwehrende Handlung kann nur schwer als ein Beispiel vorgestellt werden. Tag für Tag sich zu verstecken, zu verschweigen, zu lügen, auch gegenüber Freunden Verschwiegenheit zu üben, um dann einmal auszubrechen und letztlich auch zum Töten bereit zu sein – das kann eigentlich nicht als Beispiel verstanden werden.

Ein solcher Ausbruch ist ein Zeichen; das Zeichen eines ungebrochenen Geistes, doch er ist auch das Zeichen einer bösen Zeit. Es ist ein Licht in der Nacht. Aber wiederum

nicht so, daß dieses Zeichen als ein Alibi für die Deutschen dienen könnte. Der Tod von Hans Scholl und seinen Freunden wie auch der Tod der Männer des 20. Juli ist kein Zeichen dafür, daß das deutsche Volk nicht so schlecht war, sondern wie schlecht es war. Dieser Tod ist ein Zeichen, das ja auch auf das tausendfache Töten dieses Regimes verweist, auch auf die nicht öffentlich Getöteten, auf die in den Tod Getriebenen in Gefängnissen und Konzentrationslagern, auch auf die im Kessel von Stalingrad von Kriegsgerichten zum Tod verurteilten und hingerichteten 364 Soldaten.

Ich spreche von einer bösen Zeit. Denn jener in einem primitiven Denken gefangene und von Haß gejagte Mensch, der damals zum Staatsoberhaupt und Diktator in Deutschland aufgestiegen war, stand ja nicht allein. Er hatte um sich eine ganze Hierarchie von skrupellosen Funktionären, welche die Machtapparate und Terrorinstrumente bedienten. Letztlich stützte er sich auf die vielen im Lande, die den Nationalsozialismus als politisches und psychisches Narkotikum konsumierten. Jeremia stand nicht nur wider die Könige, Fürsten und Priester, sondern „wider das Volk im Lande“. Das erste Flugblatt spricht von den Deutschen als einer „geistlosen und feigen Masse“. Das Ganze war schlecht und nicht nur schlecht, sondern böse.

IV. Empörung und Hoffnung

Die Empörung über das Böse ist nicht eigentlich ein politisches Phänomen – im Unterschied zu der Empörung über Ungerechtigkeit, durchaus eine politische Kategorie und die Wurzel vieler Revolutionen. Gegen Ungerechtigkeiten gibt es eine politische Strategie, gegen das Böse nicht. Das dritte Flugblatt nennt den nationalsozialistischen Pseudostaat „eine Diktatur des Bösen“, und das vierte Flugblatt spricht in einer Weise vom Bösen, die der prophetischen Rede nahekommt.

Um dem Bösen zu widerstehen, braucht man andere Kräfte und andere Mittel als die der normalen Politik. Wenn in diesen Gruppen des Widerstands und der inneren Emigration theologische Fragen, die Werke der Dichter und der Philosophen, Musik und bildende Kunst einen bedeutenden Platz hatten, dann zeigte sich darin nicht ein übliches Bildungsinteresse oder gar Schöngeisterei. Wir brauchten etwas, was gegen den glänzenden Anschein von nationalem Aufstieg, von Volksgemeinschaft und neuer Gerechtigkeit, von Siegen über fast ganz Europa standhielt. Wir suchten das Wort, das stärker war als die Lüge und das auch gegen das Böse standhielt; das Wort, das in einem kulturellen und politischen Chaos eine Orientierung bieten konnte. Und was man da finden konnte, war gar nicht so viel.

Angesichts des Bösen gewinnt der Widerstand eine andere Dimension; das erkennen wir nicht nur bei der Weißen Rose. Ich habe die andere Dimension als Widersagen benannt. Die religiöse Konnotation brauchen wir nicht zu scheuen und in unserem Fall dürfen wir sie nicht scheuen.

Wenn die Farce der Gerichtsverhandlung vor dem sogenannten Volksgerichtshof einen Sinn gehabt hat, dann wohl den: Es war nicht genug, die Empörung über das Böse in Flugblättern und Wandschriften öffentlich zu machen und zum Widerstand aufzurufen. Die Empörung sollte auch gegenüber einer zum Terrorinstrument verkommenen Justiz ausdrücklich und öffentlich festgeschrieben werden. Die Worte von Hans und Sophie Scholl und den Freunden, das zwölfseitige Manuskript, das Kurt Huber zu sei-

ner Verteidigung niederschrieb, die endlosen Verhöre, in denen Willi Graf angesichts des Todes standhalten mußte, sie sind ein Zeugnis dieses anderen Widerstands. Die Dokumente dieser Zeugnisse sind Dokumente eines anderen Gerichts, in welchem die Angeklagten durch ihr Bekenntnis und ihren Widerspruch zu Richtern über jene Pseudorichter geworden sind.

Man mag heute fordern, daß jene falsche Gerichtsbarkeit und ihre Urteile förmlich aufgehoben und negiert werden, soweit sie es noch nicht sind. Dagegen ist nichts zu sagen. Doch das wird niemanden befriedigen können. Nötig wäre etwas anderes: nämlich die Einsicht und deren öffentliche Erklärung, daß die Justiz zu einer Dienerin des Bösen werden kann – sicherlich, wenn sie sich durch das Geschrei eines Freisler repräsentieren läßt. Aber nicht nur dann; auch dann, wenn sie legal und korrekt zum Instrument einer Diktatur des Bösen wird. Dann hat die Justiz Anteil am Bösen und dieses Anteils müßte sie sich entledigen. Auch das wäre von politischer Bedeutung wie jenes ohnmächtige Zeugnis der Angeklagten. Denn die Diktatur des Bösen hat die Politik auch dadurch pervertiert, daß sie notwendige Institutionen unserer Sozietät in das böse Tun hineingezogen hat und diese dadurch Schaden genommen haben. Das gilt ja nicht nur für die Justiz, das gilt auch für das Militär, auch für die Wissenschaft, auch für die Publizistik und andere öffentliche Institutionen. Die sittlich-politische Bedeutung eines Gedenkens heute liegt darin, dazu beizutragen, daß unsere Institutionen sich des Anteils am Bösen vollends entledigen.

Heute vor vierzig Jahren wurden Hans Scholl, Sophie Scholl und Christoph Probst hingerichtet; am 13. Juli Alexander Schmorell und Kurt Huber; am 12. Oktober Willi Graf und zwei Jahre später Hans Leipelt. Dieser durch den Tod bezeugte Widerstand ist das Zeichen für eine Überwindung des Bösen geworden, so wie in unserer irdischen Existenz eine Überwindung des Bösen möglich ist. Kein Grund zum Enthusiasmus, doch ein Grund zur Hoffnung. Die Hoffnung sollten wir mitnehmen und das Beispiel lassen. Es führt zu Mißverständnissen. Wie sollten wir uns an dem durch den Tod vollzogenen Widersagen ein Beispiel nehmen können? Wir suchen neue Regeln und bessere Formen für unser Leben; wir suchen möglicherweise eine politische Alternative. Doch jenes ist die Ausnahme. Gewiß kann jeder von uns vor die Ausnahmesituation gestellt werden; dann mag er sich möglicher Beispiele erinnern, wenn ihm dazu die Zeit bleibt.

Die Weiße Rose ist ein Zeichen. Der Tod der Freunde ist ein Zeichen. Zeichen sind schwer deutbar. Doch diesseits aller Deutung haben wir ein Zeichen der Hoffnung. Es verbürgt, daß, wenn wir mit unserem menschlichen Tun am Ende sind, ein anderes Handeln möglich ist – ein Handeln, das unantastbar und unvergänglich ist.

Gedanken zum deutsch-jüdischen Dialog

war das Thema der Antrittsvorlesung des Gastprofessors George L. Mosse am 1. Februar 1983. Prof. Mosse, amerikanischer Staatsbürger, 1918 in Berlin geboren, seit 1955 Professor in Wisconsin und seit 1969 in Jerusalem, war im Wintersemester 1982/83 der erste Inhaber der neu eingerichteten Gastprofessur für Jüdische Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Gab es einen deutsch-jüdischen Dialog? Gershom Scholem behauptete in einem berühmten Aufsatz, daß dieser Dialog niemals stattgefunden habe, daß Juden, wenn sie mit Deutschen sprachen, in Wirklichkeit mit sich selbst redeten. Andere jedoch meinen, das Zweite Reich habe den Juden breiten Raum gegeben, in dem sie deutsch werden konnten. Es mag vielleicht überflüssig erscheinen, dieser Debatte eine weitere Stimme hinzuzufügen. Doch ist die Beziehung zwischen Deutschen und Juden ein Problem, das uns nicht nur in der jüdischen Geschichte begegnet. Das Bild des Juden in Deutschland, der zu ein und der selben Zeit sowohl 'insider' als auch 'outsider' war, (wie es Peter Gay einmal ausgedrückt hat), bestimmt noch immer weitgehend den Begriff der Weimarer Kultur. Noch wichtiger: trotz aller anders lautenden Voraussagen endete die gemeinsame Geschichte von Deutschen und Juden nicht mit der Machtergreifung Hitlers, sondern führte, von den sechziger Jahren an, zu einer neuen Beschäftigung mit dem deutsch-jüdischen Dialog, dessen spezifischer Einfluß noch bestimmt werden muß. Doch steht seine Bedeutung für viele junge Amerikaner und Europäer, die in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts nach intellektuellen Ahnen suchten, außer Zweifel. Meine Gedanken zum deutsch-jüdischen Dialog beschäftigen sich mit dessen Gesamtentwicklung, seinem geistigen Erbe und mit seiner Bedeutung: sie beschäftigen sich nicht mit der Masse der deutschen Juden, die in all ihrer Vielfalt einen Mittelweg zwischen Assimilation und Bewahrung des jüdischen Erbes suchten, sondern mit denen, die auf eine klar ausgedrückte Weise in diesen Dialog eintraten, der von Webster als Gespräch, als Austausch von Ideen und Meinungen definiert wurde, – und die solchermaßen festlegten, was zukünftige Generationen daraus machen würden. Scholem hat argumentiert, daß die deutschen Juden nicht als Juden, sondern als Deutsche in das deutsche Leben eingetreten seien. Das ist wahr: aber sie traten ein als eine besondere Art deutscher Bildungsbürger. Dies führte zu einem Dialog der immer noch relevanten Alternativen.

Sicherlich wurde dieser Dialog mit unterschiedlicher Intensität geführt. Die relative soziale Isolation der deutschen Juden wird oft als Beweis dafür genommen, daß ein solcher Dialog nicht existiert habe. Der deutsch-jüdische Dialog war jedoch kein sozialer, sondern ein kultureller, aufgebaut auf jener Kultur, in die die Juden hineinemanzipiert wurden.

Dies war eine hohe Kultur, auf deren Bildungsideal wir zurückkommen werden. Doch war die volkstümliche Kultur vom deutsch-jüdischen Dialog nicht ausgeschlossen, denn, wie wir sehen werden, wurden jüdische Autoren Bestseller. Auch im Aufzeigen dieses Aspekts können wir, wie in unserem ganzen Beitrag, vieles nur andeuten und nicht erschöpfend behandeln. Wir werden versuchen, offenzulegen, was uns als dauerhafteste Stränge dieses Dialogs erscheinen.

Es ist eine Tatsache, daß es auf der Ebene der volkstümlichen Kultur einen Dialog gab, lange schon bevor er auf der Grundlage der Ideale der Bildung und der Aufklärung stattfand: vor der Ära Humboldts, im späten 17. und im 18. Jahrhundert, gab es eine deutsch-jüdische Bruderschaft in der Unterwelt, einen Dialog der deutschen Außenseiter. Hier waren Juden schon seit dem Mittelalter ein Teil von Banden aus Räubern und Dieben, wie wohl Spiegelberg in Schillers „Räubern“. Die klassische Darstellung dieser Art von deutsch-jüdischer Beziehung findet sich in einem berühmten Buch über „Deutsches Gaunertum“ (1858) des Lübecker Polizeidirektors, Friedrich Avé-Lallemand. Nicht nur führt er ausgerechnet das Wort 'Gauner' auf seine jiddische Quelle zurück, sondern überhaupt ist das Buch voll von hebräischen Schriftzeichen, da Lallemand versucht, die sprachlichen Quellen der Unterwelt (das sogenannte Rotwelsch) nachzuweisen. Hier gab es einen eigentümlichen Dialog zwischen gesellschaftlichen „Außenseitern“, der über berufliche Interessen hinausging, da Juden zu einem wesentlichen Teil der christlichen Banden wurden, wenn auch rein jüdische Banden weiterhin bestanden. In den gemischten Banden jedoch gingen oft Christen zusammen mit Juden an jüdischen Festtagen zur Synagoge. Ich kenne kaum ein anderes Beispiel, wo jene, die außerhalb der Gesellschaft standen, eine derartige Gemeinschaft bildeten. Im 19. und 20. Jahrhundert dagegen spielte oft genug ein Außenseiter den anderen aus, wenn es darum ging, in der bürgerlichen Gesellschaft Fuß zu fassen.

Wenn wir jedoch auf die überwiegende Mehrheit der deutschen Juden blicken, müssen wir auf ein einzigartiges Merkmal der jüdischen Emanzipation hinweisen, das den deutsch-jüdischen Dialog entscheidend beeinflusste: die schmale soziale Basis der deutschen Juden, welcher, mit Ausnahme der Unterwelt, sowohl die höchsten als auch die niederen Ränge der sozialen Leiter fehlten. Das deutsche Judentum hatte, anders als das in Frankreich, kein Elsaß-Lothringen mit seiner Masse ärmerer Juden. Doch ist dieses Bild der deutschen Juden als feste, eigentlich prädestinierte Mitglieder der Mittelklasse unvollständig. Es konzentriert sich nämlich auf die Städte und nicht auf das Land, auf Preußen und nicht auf den Süden. Die Landjuden, die überwiegend in Baden, Württemberg und Bayern lebten, sind ebenso wie die jüdischen „Gauner“ die Stiefkinder der Historiographie. Dennoch mag hier, wie in der Unterwelt, der deutsch-jüdische Dialog am intensivsten gewesen sein, wenn auch am wenigsten intellektuell.

Wir müssen bei den in den Städten lebenden Juden bleiben. Hier begegnen wir nicht nur einer schmalen sozialen Basis, die eine relativ leichte Integration in den Lebensstil der deutschen Mittelklasse bedeutete, sondern ebenso stoßen wir auf den Griff nach der deutschen Kultur als dem wahren Merkmal der Emanzipation, zu einer Zeit, als die deutsche Mittelklasse sich selber durch ihren Kulturbegriff legitimieren wollte.

Die Emanzipation der Juden fiel mit dem Bildungsideal zusammen, für das Wilhelm von Humboldt so beredt eintrat. Das Wort Bildung bedeutete die harmonische Entwicklung und Veredelung der menschlichen Persönlichkeit. Es bedeutete sowohl ästhetische Kultivierung durch das Studium der Klassiker, als auch auf Vernunft basierende moralische Urteilskraft, eine persönliche Erneuerung, die zu einer wirklich harmonischen und abgerundeten Persönlichkeit führen würde. Goethes Wilhelm Meister verstand das Bildungsideal als Ausdruck eines neuen Selbstbewußtseins, als er den Wunsch ausdrückte, „... mich selbst, ganz wie ich bin, auszubilden“.

Durch Bildung wird der Mensch zum Bürger, der das öffentliche Leben mitbestimmt. Solch eine Kultivierung der Persönlichkeit wurde durch Erziehung ermöglicht: Lernen war nicht ein Selbstzweck, sondern ein Mittel, eine abgerundete und vernünftige Per-

sönlichkeit zu erwerben. Hier, in diesem kulturellen Ideal der aufsteigenden Klasse reichten sich Aufklärung und Bildung die Hände. Aber dieser Bund war nicht von Dauer. Sein Verfall bewirkte, daß die Juden ihrer Gesprächspartner beraubt wurden, da sie genau an dieser Mischung von Bildung und Aufklärung festhielten, welche gerade in der Zeit der Judenemanzipation auseinanderbrach.

Vom Beginn des 19. Jahrhunderts an neigten die herrschenden akademischen Kreise in Deutschland dazu, die idealistische Komponente der Bildung zu betonen. Bildung, als die Seele und die Instinkte durchdringend, wurde einem Bildungsbegriff im Sinne eines Produktes des rationalen Verstandes vorgezogen. Wann nun dieses emotionale und in sich geschlossene Bildungskonzept wichtiger wurde als Humboldts Ideal, bleibt noch zu bestimmen; was die deutschen Juden betrifft, so neigten sie dazu, sich eng an Humboldts Ideal anzulehnen und weiterhin in der Vervollkommnung der Vernunft den Weg zu wahrer Bildung zu sehen. Das offene Bildungsideal, in das sie hineinemanzipiert wurden, war schließlich der beste Weg zur Assimilation. Bezeichnenderweise ergriff zum Beispiel Berthold Auerbach, der typischste Vertreter des Judentums in dieser Zeit, in seinem Buch über Spinoza (1836) die Gelegenheit, gegen den Fanatismus zu predigen und eine kartesianische Einstellung zum Leben zu empfehlen. Von Lessings „Nathan“, der Magna Charta des deutschen Judentums, glaubte man, daß er eine ähnliche Lektion erteile: Toleranz basiert auf dem Glauben an die Vernunft und an den individuellen Wert eines Menschen. Menschliche Vollkommenheit, so glaubte man, würde durch jene Weisheit, jenes Wissen und durch jene Kultiviertheit erreicht, die Nathan und Spinoza angeblich besaßen.

Es gab noch einen weiteren, wenn auch noch nicht genau erforschten Bestandteil des Bildungsideals, der für die Juden besondere Bedeutung hatte: das Ideal des gebildeten Bürgers wurde begleitet vom Ideal der Freundschaft. Freundschaft als Verlängerung seiner selbst aufgefaßt, nicht durch Angewiesensein auf den anderen, sondern als Anerkennung einer gleichberechtigten Persönlichkeit.

Wir dürfen nicht vergessen, welche bedeutsame Rolle jüdisch-christliche Freundschaften im Zeitalter der Emanzipation spielten: indem nämlich durch die Anknüpfung enger, persönlicher Beziehungen die jüdische Anerkennung symbolisiert wurde. Moses Mendelssohn und seine Freundschaft mit Lessing und anderen Christen beflügelte die zeitgenössische Vorstellung im Sinne eines Symbols für einen zukunftsfruchtigen Dialog. Moses Mendelssohn, oft als der erste gebildete deutsche Jude mythologisiert, wurde oft dargestellt als im Dialog mit seinen Freunden: Philosophie und Literatur im Geiste der Aufklärungsphilosophen diskutierend. Es sei die persönliche Freundschaft, schrieb Auerbach, die den Menschen vom Tier unterscheidet. In der Tat war es der Verlust solcher Freundschaften mit Christen, der Auerbach mehr als jeder andere Faktor dazu trieb, den Antisemitismus der 80er Jahre des neunzehnten Jahrhunderts zu beklagen. Die Judenemanzipation und das Bildungsideal hatten für viele Juden und Christen Gestalt angenommen durch den Kult der Freundschaft, die über alle Unterschiede hinweg sah. Wie schrieb doch Berthold Auerbach im Jahre 1859 über seinen Freundeskreis: „Wo alles in lautem Denken sich vereinigt.“

Ohne das klassische Bildungsideal und seine Rezeption durch die deutschen Juden muß das Problem des deutsch-jüdischen Dialogs in der Luft hängen. Denn so lange dieses Konzept bestand, hatten die Juden Partner in diesem Dialog; als es aber schwächer wurde und verfiel, wurden die deutschen Juden in zunehmendem Maße isoliert. Eine enge soziale Basis und eine zeitgebundene, einseitige kulturelle Perspektive verstärkten

sich gegenseitig. Durch ihre soziale Basis und dadurch, was sie als Kultur akzeptierten, waren die Juden im Zeitraum ihrer Emanzipation verwurzelt: eine edle aber nur kurze Zeit in der preußischen und deutschen Geschichte, in der Geschichte der deutschen Juden dagegen eine Zeit, die niemals endete. Der deutsch-jüdische Dialog fand mit jenen Deutschen statt, die dieses besondere Bildungsideal teilten: den Glauben an Erziehung und Erneuerung durch die Klassiker: so wie sie Liberalismus, Freundschaft und Bürgerrecht gleichsetzten.

Daß die deutschen Juden an diesem Ideal festhielten, zeigt, daß die Trennung zwischen Bildung und Aufklärung an ihnen weithingehend vorübergegangen war: dies gilt, selbst wenn einige Juden sich der Suche nach einer auf Emotionen und nicht auf Vernunft basierenden Gemeinschaft anschlossen. Es gilt trotz der Tatache, daß die meisten Juden ihre Kinder nicht mehr auf das humanistische Gymnasium, sondern auf die pragmatischer orientierte Realschule schickten, sobald als diese gegründet worden war.

Als jedoch Eva Reichmann 1967 daran ging, die vielen Diskussionen über die sogenannte „jüdische Frage“ im Jahr 1933, an denen auch sie teilgenommen hatte, zu analysieren, fand sie keinen Dialog, sondern Konfrontation: „Judengegner gegen Juden“: Juden und Christen schrieben im gleichen Buch über die jüdische Frage, aber jeder legte nur seinen Standpunkt dar — es gab keinen Dialog, kein Gespräch, und keine Meinung wurde je geändert. Diese riesigen Bände waren die Grabmäler des deutsch-jüdischen Dialogs, wenn auch einige ihrer Herausgeber viel Wohlwollen gegenüber den Juden zeigten. Die freier fließenden Diskussionen im Rundfunk in der Weimarer Republik waren selten und änderten wenig. Dies waren kaum noch Dialoge wie der zwischen Lessing und Mendelssohn oder wie der zwischen Auerbach und Viktor Scheffel. Das Ideal der Freundschaft war ein intellektuelles und literarisches Ideal, das sich dem Angriff nationaler Ideale beugen mußte.

Gleichwohl existierte ein echtes Gespräch, wenn auch räumlich wie zeitlich in eingeschränkter Form. Die Juden wollten moderne Männer und Frauen werden, die nach einer sogenannten „Mission des Judentums“ suchten, eine Mission, die identisch war mit dem Bildungsideal und der deutschen Bürgertugend, mit der Religion der Vernunft, wie sie Männer wie Hermann Cohen definieren sollten, oder mit jener der Propheten, deren Ideale für alle Zeiten, für alle Völker und alle Glaubensbekenntnisse gültig waren. Ob solche Juden verkappte Protestanten wurden, oder ob sie das Judentum nur als Basis für eine neokantische Moral benutzten, ist in diesem historischen Kontext irrelevant. Diese Männer und Frauen verstanden sich selber als Juden und traten von dieser Basis aus in den Dialog ein; und wir dürfen ihre Position nicht aus der Perspektive eines viel späteren Zionismus oder eines noch späteren Wiederauflebens jüdischer Orthodoxie beurteilen. Beides, Zionismus wie Orthodoxie, spielte unter den deutschen Juden bis nach der Machtergreifung der Nazis keine entscheidende Rolle.

Dieser Dialog funktionierte zu einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte, auch wenn er die Masse der Deutschen ausklammerte. Gerade die soziale und politische Struktur des Lebens der deutschen Juden half dabei, diese von dem neuen Nationalismus und der Massenpolitik zu isolieren. Und dennoch, Juden spielten eine Rolle in der deutschen Populärkultur: nicht in dem Sinne, daß sie solche Kultur unter die Leute brachten (hierin spielten sie, mit Ausnahme des späteren Hauses Ullstein, eine untergeordnete Rolle), sondern z. B. auch als Bestsellerautoren. Die Wechselbeziehung zwischen deutschen Juden und Populärkultur ist bis jetzt noch nicht untersucht worden, vielleicht wegen der fortgesetzten Selbstidentifizierung des deutschen Judentums mit

der sogenannten höheren Kultur. Doch ist eine solche Untersuchung, sei sie auch noch so kurz, entscheidend für ein Verständnis des deutsch-jüdischen, seit 1918 fortschreitend mit Massenkultur und Massenpolitik konfrontierten Dialogs. Die Ideale von Freundschaft und vom Mensch wider die Masse konnten in Ernst Tollers Dramen verherrlicht werden, aber sie fanden wenig Anklang auf dem Kulturmarkt.

Einige deutsche Juden wurden Bestsellerautoren. Im großen und ganzen schrieben sie auf dem gleichen ideologischen Niveau wie die Marlitts oder Courths-Mahlers: Liberale, die von einer Welt der Gerechtigkeit, des Glücks und der Schönheit träumten, wo einfache Menschen mit Wohlwollen und einem „goldenen Herzen“ Erfolg haben würden, und wo das Böse, der Dogmatismus und die Intoleranz ein für alle Mal verschwänden. In der Tat existierte eine Reihe von jüdischen Marlitts, die Romane für die spezifisch jüdische Familienpresse schrieben: Namen wie z. B. Emma Vely sind heute vergessen, aber obwohl ihre Figuren fromme Juden waren, unterschieden sie sich kaum von denen der Marlitt. Bezeichnenderweise passen die Bauern aus Berthold Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ in dieses Bild, und Friedrich Theodor Vischer, der an Auerbachs Grab sprach, hatte recht, als er ihn den Schöpfer eines idealisierten Weltbildes nannte. Vielleicht ist das der Grund, warum wir uns kaum noch an seine immense Popularität und sein Ansehen erinnern, ebenso wie wir geneigt sind, auf die Gartenlaube und ihre Autoren mit nachsichtiger Belustigung herabzusehen. Doch blieb vieles von dieser Welt in der Utopie der Populärkultur haften, sogar noch zu einer Zeit, als die modernen Massenbewegungen die Ideale der Toleranz und des guten Willens zu zerstören schienen. Während diese liberale und menschenfreundliche, mit Sentimentalität durchsetzte Utopie die deutsche populäre Literatur beherrschte, versuchten jüdische Bestsellerautoren wie z. B. Stefan Zweig, Emil Ludwig und Lion Feuchtwanger, während der Weimarer Republik der Masse ihrer Leser den Kern des Bildungsideals nahezubringen. Bezeichnenderweise hatten populäre jüdische Autoren die Neigung, persönliche Beziehungen, Freundschaften und Feindschaften hervorzuheben. Auch die populären Biographien von Emil Ludwig oder Stefan Zweig zeigen den Prozeß der Personalisierung auf.

So heißt es bei Stefan Zweig in den „Sternstunden der Menschheit“ (1928), seinem vielleicht populärsten Buch, es gebe keine Regel und kein Gesetz, sondern nur das menschliche Schicksal. Immer ist das Individuum im Vordergrund.

Solche Personalisierung wurde zur Dramatik stilisiert, in welcher, um noch einmal die „Sternstunden“ zu zitieren, „Sekunden über das Schicksal von Jahrhunderten entscheiden“. Doch wenn das Menschliche und seine Leidenschaften, wenn die Wendungen des Schicksals herausgehoben werden, so sind sie begleitet von der Suche nach Zurückhaltung, einer grundlegenden Ablehnung des Irrationalen, einer Ambivalenz gegenüber seinen Wirkungen. Zweigs Porträts enden meistens tragisch, und er selbst schreibt über die Verlierer der Geschichte: Erasmus starb als Gescheiterter, Castellio wurde von Calvin verbrannt – am Ende der Liste stand dann Zweigs eigener Tod: Selbstmord im brasilianischen Exil. Das Chaos der Leidenschaften war der Feind der Aufklärer wie Erasmus oder Castellio. Die Urteile, die Zweig fällte, stehen sehr stark, wenn auch in verwässerter Form, in der Bildungstradition. Im gleichen Maße war die Vernunft immer präsent, unter den Nazis erhielt sie sogar noch verstärkte Betonung. „Das Bemühen, den Verrat der Vernunft an die Leidenschaften der Massen zu verhindern“, über das Zweig in der „Welt von Gestern“, seinem letzten im brasilianischen Exil

verfaßten Buch, schrieb, hatte ihn bereits im Ersten Weltkrieg zum Pazifisten gemacht und mit Widerwillen dagegen erfüllt, im Zweiten Weltkrieg auch nur mit seiner Feder zu kämpfen.

Das Bildungsideal, verbunden mit der Methode des Bestsellerautors ist hier von besonderem Interesse, weil es so weitgehend auf eine Erweiterung der zwischenmenschlichen Beziehungen gegründet ist. Das Ideal der Freundschaft, so wichtig im Prozeß der Emanzipation, bleibt für deutsche Juden als Teil des Bildungsideals und als die Überbrückung menschlicher Unterschiede von großer Bedeutung. „Es gibt keine solche Sache wie Gerechtigkeit oder Tapferkeit, sofern es irgendeine Nation betrifft“, schrieb Zweig im Jahre 1921 an Romain Rolland, „Ich kenne nur Menschen“.

Es kann kein Zufall sein, daß es gerade Juden wie Stefan Zweig oder Emil Ludwig waren, die in ihren populären Biographien die Ideale der Bildung in die Literatur für die Massen einbrachten. Keiner dieser Männer hielt sich für einen spezifisch „jüdischen Autor“, aber genausowenig hatte dies im 19. Jahrhundert Auerbach getan. Wir haben es hier mit einer Einstellung zu tun, einer Tradition, die direkt von dem besonderen Prozeß der Judenassimilation in Deutschland herkommt, dem Versuch nämlich, ein neues Gewand für sich zu finden und das alte abzustreifen.

Als Historiker, die jetzt etwas von der Gesamtheit der deutsch-jüdischen Geschichte überblicken können, müssen wir erkennen, daß diese Männer noch immer in einer spezifisch deutschen Tradition standen, die einst einen besonderen Dialog ermöglicht hatte. Sie waren nun die Hüter dieser Tradition geworden und fanden es immer schwieriger, christliche Partner in ein Gespräch einzubinden, in dem beide sich durch Vernunft, Weisheit und Wissen bilden würden. Vor diesem Hintergrund hat die Tatsache, daß Zweig, Ludwig und andere als Bestsellerautoren in eine Art von Dialog mit den deutschen Massen eintraten, eine zusätzliche Bedeutung. Sie taten dies trotz ihres Liberalismus und ihres Unvermögens, die deutsche Vergangenheit oder die christliche Religion ihrer christlichen Leser zu teilen. Hier wurde ihnen Hilfe von der liberalen Tradition der deutschen Populärliteratur zuteil: von den Marlitts, Ganghofers und Karl Mays, die eine Welt zeigten, die nahezu identisch mit der von Auerbachs Bauern oder mit vielen von Ludwigs und Zweigs Helden war. Es mißlang ihnen, die Ideale ihrer Art von Bildung weiterzugeben: man las ihre Romane und Biographien als mitreißende Geschichten und ignorierte die Botschaft.

Wenn es solchen Juden gelang, in die deutsche Populärkultur einzudringen, so führten andere, aus der zur damaligen Zeit am stärksten ins Auge fallenden und wichtigsten Gruppe der jüdischen Bourgeoisie, deutlich vor, wie die unverdünnte Erbschaft des Rationalismus und der Bildung zu einer Entfremdung von der deutschen Realität und am Ende allen sinnvollen Gesprächs führen konnte. Solche deutschen Juden wollten nach 1918 der wachsenden Irrationalität in der deutschen politischen Landschaft gegensteuern, indem sie versuchten, sie stärker auf das Beispiel Frankreichs hin zu orientieren. Hier waren die oft geschmähten jüdischen Bestsellerautoren näher an einem Verständnis der deutschen Realität, als jene, die aktiv versuchten, die Ausrichtung dieser Realität zu beeinflussen, und zwar hauptsächlich durch die sogenannte demokratische Presse. So wollte zum Beispiel Theodor Wolff, der Chefredakteur des „Berliner Tageblatts“, die neue Deutsche Demokratische Partei nach dem Vorbild der französischen radikalen Sozialisten formen. Deutsche Juden waren geneigt, sich auf französische Vorbilder zu berufen, in der Absicht nämlich, die Vernunftmäßigkeit zu stärken und die deutsche Bildung zu erneuern.

Das Frankreich, das Dreyfus zum Sieg verholfen hatte, könnte doch, so glaubte man, auch kultivierte Deutsche beflügeln, einen ähnlichen Sieg anzustreben. Man hielt das für möglich, ungeachtet der Tatsache, daß noch vor dem Krieg ein Pro-Dreyfus-Stück in Berlin verboten worden war, allein aufgrund der Fiktion, daß es die öffentliche Ruhe hätte gefährden können. Modris Ecksteins Studie über die wichtigsten deutschen demokratischen Zeitungen, die im Besitz von Juden waren und auch weitgehend von ihnen herausgegeben wurden, kam zu dem Schluß, daß Frankreich für diese Zeitungen das Modell moderner Politik darstellte. Des weiteren wird ein Blick auf jene Persönlichkeiten, die unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg den französisch-deutschen Kulturaustausch förderten, zu einer Zeit also, als dies in hohem Maße suspekt war, in der vordersten Reihe deutsche Juden finden. Um ein Beispiel zu nennen, so lud der Besitzer des „Berliner Tageblatts“, kaum daß das Schießen beendet war, Yvette Gilbert ein, in Berlin zu singen. Und Max Horckheimer schrieb, obgleich von einem anderen politischen Standpunkt ausgehend: „Die Menschheit ist besonders in Frankreich zu Hause“.

Diese Orientierung an Frankreich dokumentiert den Mangel an politischem Realismus unter jenen, die hofften, daß die deutsche Kriegsniederlage so schnell überwunden sein würde, daß die Lehren dieses Krieges zur Wiederherstellung von Vernunft und Bildung führen würde. Der deutsch-jüdische Dialog hatte in diesen letzten Jahren vor Hitlers Machtergreifung die Tendenz, ein französisch-jüdisch-deutscher Dialog zu werden, ein Dialog, der sich nicht zum Frankreich der Rechten hingezogen fühlte, sondern zu dem Frankreich, das sich das Erbe der Aufklärung und der Revolution bewahrt zu haben schien und das über die Anti-Dreyfusards triumphiert hatte. Sicherlich gab es auch Deutsche, die diese Ideale und ihre Voraussetzung teilten. Heinrich Mann ragt hier heraus, aber obwohl er nach einer Diktatur der Vernunft rief, glaubte Mann, daß nicht nur Deutschland, sondern auch Frankreich nach dem Krieg eine Erlösung durch die Vernunft benötige.

Das Irrationale unter das Rationale zu zwingen, es in einen Rahmen rationalen Denkens einzufügen, schien dringend, angesichts von Rassismus und des Versuches der deutschen Rechten, die jüdische Emanzipation zurückzunehmen. Es scheint mir, daß man kaum anderswo in Europa diese Bestrebungen so klar verfolgen kann, nicht nur mittels des Versuchs, Bildung an die Massen heranzutragen, oder das Beispiel Frankreichs zu benutzen, um das Irrationale in die Grenzen des Rationalismus einzubinden, sondern auch in vielen Aspekten deutsch-jüdischer Gelehrsamkeit. Die Untersuchungen des Mythos durch die von Aby Warburg nach dem Ersten Weltkrieg gegründete Bibliothek in Hamburg und die philosophischen Anliegen von Ernst Cassirer mögen zur Illustrierung dieses Punktes dienen. Das Irrationale wurde untersucht, in der Absicht, es zu bannen. Die mächtigen Mythen und die hermeneutische Tradition, die den Aufstieg der modernen Kultur begleitet hatten, wurden in ein Modell rationalen Gedankenguts integriert. Die Bevorzugung des Klassischen, die Abneigung gegenüber dem Barocken, weil dieses sich unvereinbarer Gegensätze bewußt war (wie der Kunsthistoriker Erwin Panofsky, selber Mitglied der Warburger Bibliothek, es einmal herausstellte), bedeutete den Vorrang der rationalen Form.

Ernst Cassirer versuchte, den Mythos durch die rationale Kulturkritik zu bändigen. Diese Kritik ist vielleicht eines der fruchtbarsten Vermächnisse des deutschen Judentums gewesen. Bezeichnenderweise setzte sie noch einmal den Primat der Kultur im Kampf der rationalen gegen die irrationalen Kräfte in der modernen Welt voraus. Cassirers Kulturkritik basierte auf der Idee der fortschreitenden Aufklärung der Mensch-

heit, bis der Mensch die rationale Basis seiner Existenz erkennen würde. Das Gedanken- gut dieses deutschen Liberalen stand jenem von Sozialisten wie des jungen Georg Lukács oder Vertretern der Frankfurter Schule nahe.

Der deutsch-jüdische Dialog hat stattgefunden: während der ganzen Zeit fanden Juden deutsche Partner, die fortführen, Bildung und Aufklärung zu verknüpfen, auch wenn diese Verbindung in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gesprengt worden war. Nur wenige würden diese Tatsache abstreiten; aber es gibt solche, die berechtigterweise nach der spezifisch jüdischen Komponente dieses Dialogs fragen. Was war jüdisch daran? Jüdische Tradition und Religion spielten fast keine Rolle im deutsch-jüdischen Dialog. So gab es beispielsweise kaum christliche Erwidierungen auf Leo Baecks oder Hermann Cohens Verteidigung des Judentums. Weder die liberale noch die orthodoxe Christenheit trat in einen wirklichen Dialog mit der jüdischen Theologie ein. Auch waren weder jüdische Geschichte noch jüdische Sitten ein Teil der Bildung, weder für Nichtjuden, noch für viele gebildete Juden. Doch diejenigen, die abgestritten haben, daß ein Dialog stattgefunden hat, weil fast nichts traditionell Jüdisches daran war, vergessen den scharfen Bruch mit der Vergangenheit, der den Prozeß der deutsch-jüdischen Emanzipation begleitete. Die Juden versuchten, ein neues Selbstverständnis zu finden, und hier zeigte Humboldts Bildungskonzept den Weg zur Kultur und Gleichberechtigung.

Natürlich gab es Kontinuitäten, aber als die Juden nach der europäischen Kultur griffen, führten die neuen Kleider dazu, daß die alten verdeckt wurden. Es scheint mir irrig zu sein, und das nicht nur in Deutschland, über die Juden im Zeitalter der Emanzipation einzig unter dem Aspekt der Bewahrung des religiösen und ethnischen Selbstverständnisses zu diskutieren. Emanzipation bedeutete ein neues Selbstverständnis der Juden als Bildungsbürger: das ist wohl bekannt, aber es wird oft übersehen, daß gerade diese Kultur ein hochgeschätzter jüdischer Besitz wurde, als viele Nicht-Juden sie aufgegeben hatten. Diese Kultur sollte viel zum jüdischen Selbstverständnis beitragen, sowohl für jüdische Sozialisten wie Kurt Eisner und Ernst Toller, für Bestsellerautoren wie Stefan Zweig oder für jüdische Gelehrte wie Aby Warburg oder Ernst Cassirer.

Die Judenemanzipation führte zu einer neuen jüdischen Identität, die aus besonderen deutschen Ziegeln sowie Mörtel gebaut war und von Juden übernommen wurde, die überwiegend aus der höheren Mittelklasse stammten und gebildet waren. Dieses Bildungsideal war schließlich besonders dazu geeignet, die Juden in die nicht-jüdische Welt zu integrieren. Hier trafen sich Juden und Christen in einem Ideal, das über Nation und Religion erhaben war und die Geschichte transzendierte: eine neu emanzipierte Minorität, die außerhalb der deutschen Geschichte gestanden hatte und noch außerhalb der christlichen Religion stand, konnte sich mit diesem Ideal voll identifizieren.

Vom heutigen Standpunkt aus ist es nur zu einfach, die Juden durch Religion oder Nationalität zu definieren, ihren sozialen Ausschluß und ihre ethnische Bindung zu untersuchen. Aber wir dürfen die Geschichte nicht rückwärts lesen. Der deutsch-jüdische Dialog von Bedeutung fand statt und war dadurch bedingt, daß die Humanität über das Nationalgefühl oder religiöse Dogmatik gestellt wurde. Er hat sich als Dialog gegen die Geschichte erwiesen, und es wird nicht damit getan sein, seine Bedeutung aufgrund dieser Tatsache abzustreiten: tatsächlich hat er sein Interesse bis zum heutigen Tag hauptsächlich deshalb behauptet, weil er dem Deutschen und dem Juden ein alternatives Selbstbewußtsein anbot, alternativ zu Nation und Religion. Diejenigen, die daran teilnahmen, drängte es in die Rolle der Kritiker der modernen Kultur und Politik, frei von

den Fesseln einer widrigen Vergangenheit. Auch wenn dieses Konzept von Bildung im Zeitalter der Massenkultur und Massenpolitik archaisch wurde, so bot es offenbar weiterhin eine Alternative zu dem, was es bedeutete, Deutscher oder Jude zu sein. Die Ideale der meist jüdischen, sogenannten Linksintellektuellen der Weimarer Republik begeisterten vor allem eine viel spätere Generation, die in den 60er Jahren versuchte, eine neue Identität, ein neues Ideal der Gemeinsamkeit, eine Alternative zum Bestehenden zu finden.

Ich habe die Diskussion dieses linksintellektuellen Erbes des Dialogs an das Ende meiner Ausführungen gestellt, da er nach meiner Meinung am längsten nachgewirkt hat. Aber auch hier kann ich wieder nur andeuten und muß komplexe Zusammenhänge gebündelt aufführen. Mir geht es darum, dieser Tradition eine historische Dimension zu verleihen, die meist vergessen wird. Die Alternative zur marxistischen Orthodoxie und zur Revolution des Proletariats, angeboten durch die Weimarer Linksintellektuellen, war eng mit der deutsch-jüdischen Tradition verknüpft, worauf ich hingewiesen habe. Hier, ob in den Kreisen der „Weltbühne“ oder in der sogenannten Frankfurter Schule, waren Deutsche und deutsche Juden am Werk, aber wiederum frappiert der überwiegend große Anteil der Juden an diesem Dialog: die Konvergenz zwischen diesem Drang nach Sozialismus und dem Bildungsbürgertum.

Solche Linksintellektuelle glaubten, daß der Sozialismus das Ideal der Menschlichkeit konkretisiere. Es gab unter ihnen solche, die Marx mit dem jungen Hegel und dessen offener Dialektik in Beziehung brachten, und wiederum andere, die es bedauerten, daß Marx Hegel und nicht Kant mit dessen kategorischem Imperativ gelesen hatte. Sie waren sich jedoch einig darin, den Sozialismus nicht als fertiges Produkt anzusehen, sondern als Teil eines Prozesses der Vermenschlichung: der neuhumanistische Bildungsbegriff mit seiner Betonung der Toleranz, der Vernunft und der Ästhetik prägte weithingehend ihr Weltbild. Sie wollten Sozialismus ohne Terror, ohne eine Diktatur des Proletariats. Sie schrieben den Klassenkampf auf ihre Fahne, aber hoben ihn gleich wieder auf durch ihren Idealismus, der auf die Veränderung des menschlichen Bewußtseins zielte, sowie durch ihren weithin von Hegel beeinflussten Begriff von der Gesamtheit des Lebens, auf den wir noch zurückkommen werden. Hier war keine Diktatur möglich, und politische Taktik war verpönt, denn der Zweck durfte nicht die Mittel heiligen. Natürlich gab es Abweichungen von diesem Gedankengut, aber es beschreibt die Grundhaltung von deutsch-jüdischen Revolutionären wie Ernst Toller, Kurt Eisner oder Gustav Landauer, um diejenigen Männer zu nennen, die in der ersten, nichtbolshewistischen Phase der Münchner Revolution führend waren. Dies war eine Revolution, geführt von Linksintellektuellen: einmalig in der Geschichte, und Lion Feuchtwanger traf etwas von ihrem Geist, wenn er seinen Thomas Wendt in der Novelle gleichen Titels lieber die Führung einer erfolgreichen Revolution niederlegen läßt, als daß er die Gegenrevolution mit Gewalt unterdrückte.

Die Beziehung zur Kultur blieb auch hier beherrschend, selbst wenn kulturelle Phänomene nicht von ihrem sozialen Kontext losgelöst werden dürfen. Der Klassenkampf wurde heruntergespielt. Was zählte, war die Gesamtheit des Lebens: Politik, Wirtschaft und künstlerisches Schaffen. Es gab jedoch unter vielen dieser Sozialisten eine ausgesprochene Neigung zugunsten der schönen Künste: Kurt Eisners, Ernst Tollers und Georg Lukács' Voreingenommenheit für Literatur und jene Adornos für Musik geben dafür gute Beispiele ab. Die Bedeutung der schönen Künste für den Begriff der Bildung

wird anerkannt, auch wenn hier die Selbstkultivierung der Menschheit nicht allein von ihrer eigenen Willenskraft und Vernunft, sondern auch von der sozialen Realität abhängig ist. Trotz dieses Versuches, eine Balance zwischen Individualität und sozialer Realität zu finden, ist es aber der Mensch, das Individuum, das handeln muß, wie uns etwa der junge Lukács darlegt, vorausgesetzt, der Mensch versteht die Totalität seiner Existenz und ist nicht verloren in dieser Welt. Der Mensch muß von Herrschaft befreit werden: das war die Botschaft der Frankfurter Schule, die das Institut für Sozialforschung an der neugegründeten Universität in Frankfurt errichtet hatte, und deren führende Geister von 1930 an Max Horkheimer und Adorno waren. Nicht allein soziale Verhältnisse, sondern vor allem auch die Tyrannei der den menschlichen Willen unterdrückenden Gedankensysteme wurden als die Wurzeln allen Übels ausgemacht.

Dieses Erbe hat, mehr als jedes andere, das Ende des deutschen Judentums überlebt. Sicherlich hat der Versuch der frühen deutschen Zionisten, dem Nationalismus ein menschliches Gesicht zu verleihen, in Israel überlebt und war dort von starker Wirkung, hat aber anderswo leider nur wenig Einfluß gefunden. Diese Seite des Gedankenguts von Martin Buber, Robert Weltsch oder Gershom Scholem ist nicht genug beachtet worden, obwohl es gleichermaßen Bedeutung für das Erbe des Sozialismus und der Gelehrsamkeit hätte.

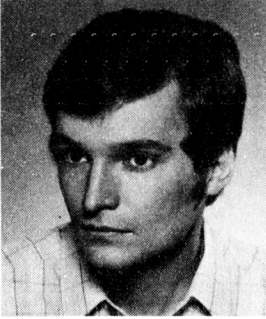
War dieses Erbe dann ein Schattengefecht, ein Dialog der Illusionen? Die Vorstellung vom Menschen und seinen sozialen wie politischen Bindungen, die diesem Erbe eignete, hatte kaum Beziehung zum Zeitalter der Massen. Die Ideale, die im alten Bildungsbegriff Ausdruck gefunden hatten, führten zu einem Idealismus, der manchmal ins Zynische umschlug, dann nämlich, wenn die Wirklichkeit nicht den Erwartungen entsprach. Einige der Männer, die in der „Weltbühne“ schrieben, und andere, wie zum Beispiel Kurt Tucholsky, fuhren sich im Negativen fest, selbst dann noch, als die Weimarer Republik um ihr Überleben kämpfte. Diese Männer konnten sich mit der Relativität aller menschlichen Bemühungen nicht abfinden, auch nicht damit, daß es ohne Taktik und Kompromiß keine wahre demokratische Politik geben kann, und: daß Gewalt dann am Platz ist, wenn es gilt, einer Bewegung wie dem Nationalsozialismus die Stirn zu bieten. Aber gerade das Kritische stärkte am Ende das Offene, das Menschliche in Kultur und Politik, indem es die Geschichte als einen kritisch zu beleuchtenden, immerwährenden Prozeß auffaßte. Der Optimismus, der in diesem Dialog steckte, scheint uns heute utopisch zu sein, aber trotzdem ist doch etwas an Ernst Blochs Theorie, daß ohne Utopia kein Fortschritt möglich ist. Und dieses Utopia war eine menschliche Alternative zur Moderne, daher sein Weiterleben.

Die deutschen Juden neigten zu der Illusion, das deutsche Bürgertum sei noch im Zeitalter der Emanzipation verwurzelt. Schon im Schatten des Nationalsozialismus, wurde noch viel diskutiert über das, was im Volke Goethes, Lessings und Beethovens eigentlich unmöglich sei – kurz bevor das Unmöglichste machbar wurde. Und doch überwiegt auch hier das Positive, denn das deutsche Judentum bewahrte ein kulturelles Erbe, welches nicht nur einigen der jungen Generation der 60er Jahre eine Alternative bot, sondern auch den Liberalismus der Bundesrepublik befruchtete: einen Liberalismus, der alle etablierten Parteien durchdrang. Es ist unmöglich, heute festzustellen, wie tief dieses Erbe in die Gesellschaft eingedrungen ist, denn die Bundesrepublik hat noch keine solche Zerreißprobe durchgemacht wie die Weimarer Republik.

Hitler war in der Lage, die Juden in Deutschland zu vernichten, aber nicht dieses Erbe. Als der jüdische Kulturbund im Jahre 1933 seine erste Vorstellung gab, wählte er natürlich Lessings „Nathan, der Weise“. Aber das Ende wurde geändert, trotz einiger innerjüdischer Kontroversen. Wo sonst Nathan, der Sultan und der Templer am Ende die Bühne gemeinsam verlassen, blieb Nathan nun alleine zurück. Das war ein mutiger Protest gegen den Nationalsozialismus. Nur hat es sich erwiesen, Ironie der Geschichte, daß Nathan nicht so allein war, daß hinter ihm im Schatten eine zukünftige Generation stand, die von jener intellektuellen Entwicklung begeistert und angeregt werden sollte, von eben der Entwicklung, die die deutsche Rechte als jüdisch und zersetzend gehaßt hatte. Auch dies war eine Niederlage für Hitler und die Deutsch-Nationalen, zugefügt durch jene, die weder Waffen noch Macht hatten, die die Wächter einer deutschen Tradition waren, einer von den meisten Deutschen selbst aufgegebenen oder durch einen chauvinistischen Nationalismus und platten Neoromantizismus verwässerten Tradition, die sie für eine andere Zeit retteten. Nathan war nicht allein auf dieser Bühne im Jahre 1933: er führte einer immer stärker enthumanisierten Welt eine klassische deutsche Tradition der Bildung und der Vermenschlichung vor Augen.

KURZBIOGRAPHIEN

der von auswärts an die Ludwig-Maximilians-Universität
berufenen Professoren (1. Mai 1982 bis 30. September 1983)



JURISTISCHE FAKULTÄT

Prof. Dr. Klaus Schreiber

C 3-Professor für Bürgerliches Recht (unter Mitberücksichtigung des Arbeitsrechts), 1. 4. 1983*

1948 in Kesbern/NRW geboren, Studium der Rechtswissenschaft in Bonn und Bochum, 1975 Promotion, Staatsexamen, 1976 Assistent am Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Zivilprozeßrecht und Arbeitsrecht in Bochum, 1981 Habilitation.

Arbeitsgebiete: Betriebsverfassungsrecht und seine Nahtstellen zum Verfahren der Arbeitsgerichte, Bürgerliches Recht, Zivilprozeßrecht, Arbeitsrecht.



VOLKSWIRTSCHAFTLICHE FAKULTÄT

Prof. Dr. Friedrich Haffner

C 4-Professor für Wirtschaft und Gesellschaft Osteuropas, 1. 3. 1983
Nachfolger von Prof. Günter Hedtkamp

Geboren 1932 in München, Studium der Volkswirtschaft an der LMU, Diplom, danach in der Volkswirtschaftlichen Abteilung der Bayer. Staatsbank, 1960 Weiterstudium am Osteuropa-Institut der FU Berlin, Promotion, Habilitation 1976, 1977 C 3-Professor für Volkswirtschaftslehre, insbesondere Vergleich der Wirtschaftssysteme in Münster.

Arbeitsgebiete: Sozialistische Planwirtschaften Osteuropas, ihre theoretische Struktur, Preissystem, monetäre Steuerung, Planungs- und Lenkungsmethoden, Systemvergleich, PR-Forschung.



MEDIZINISCHE FAKULTÄT

Prof. Dr. Dr. Walter Neupert

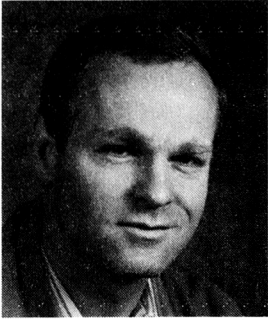
C 4-Professor für Physiologische Chemie, 1. 4. 1983

Nachfolger von Prof. Theodor Bücher

1939 in München geboren, dort Studium der Biologie und Chemie, Diplom, Promotion 1968 in Biochemie, 1963 – 1969 Studium der Medizin, Staatsexamen und Promotion 1970, 1972 Habilitation, 1977 Leiter der Abteilung „Subzelluläre Biochemie“ an der Universität Göttingen, 1979 Berufung auf den dortigen Lehrstuhl für Physiologische Chemie.

Arbeitsgebiete: Zellstoffwechsel, gentechnische Untersuchung von Organellen, insbes. Mitochondrien, Biosynthese ihrer Proteine.

* Datum der Ernennung



Prof. Dr. Dr. Ulrich Welsch

C 4-Professor für Anatomie II, 1. 8. 1983

Nachfolger von Prof. Rudolf Wetzstein

1940 in Neustadt/Holstein geboren, Studium Anglistik/Biologie, 1965 Promotion in Zoologie, 1971 Habilitation für Histologie und Cytologie in Kiel, 1972 Studium der Medizin, 1975 Habilitationserweiterung für Anatomie, 1977 C 3-Professor für Anatomie in Kiel, 1979 Staatsexamen und Approbation in Medizin.

Arbeitsgebiete: Vergleichende Histologie und Cytologie, Ultrastrukturforschung der Lunge, Milchdrüsen und Lektinhistochemie, Zellkontakte.



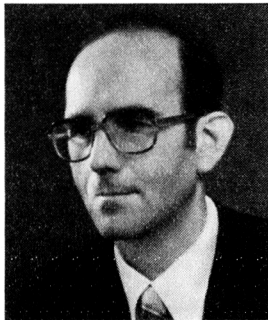
TIERÄRZTLICHE FAKULTÄT

Prof. Dr. Herbert Jennissen

C 3-Professor für Physiologische Chemie, insbesondere Biochemie der Ernährung, 1. 5. 1982

1942 in Berlin geboren, Studium der Humanmedizin in Köln und Freiburg, 1970 Promotion, 1971 Approbation, 1977 Habilitation und 1981 apl. Professur für physiologische Chemie in Bochum.

Arbeitsgebiete: Proteinstoffwechsel, Enzymologie, physikalische Biochemie von Grenzflächen.



PHIL. FAKULTÄT FÜR GESCHICHTS- UND KUNSTWISSENSCHAFTEN

Prof. Dr. Walter Koch

C 4-Professor für Geschichtliche Hilfswissenschaften, 1. 10. 1982

Nachfolger von Prof. Waldemar Schlögl

1942 in Wien geboren, Studium Geschichte, Latein und Griechisch, 1965 Lehramtsprüfung, 1967 Promotion in Geschichte, historische Zusatzausbildung und acht Jahre Schuldienst an Gymnasien, 1978 Habilitation für Historische Hilfswissenschaften, mittelalterliche Geschichte und Kulturgeschichte.

Arbeitsgebiete: Diplomatik, mittelalterliche und neuzeitliche Epigraphik und Paläographie, schriftkundliche Fragen.



Prof. Dr. Bernhard Schütz

C 2-Professor für mittlere und neuere Kunstgeschichte, 1. 5. 1982

1941 in Breslau geboren, Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und christlichen Archäologie in Tübingen, Wien, Freiburg und München. 1969 Promotion in Kunstgeschichte und zwei Jahre Verlagstätigkeit in München, 1970 Assistent am kunsthistorischen Institut der Universität Kiel, 1978 Habilitation für Kunstgeschichte.

Arbeitsgebiete: Europäische Architektur, süddeutscher Barock, europäische Architekturgeschichte.



Frau Prof. Dr. Ursula Nilgen

C 3-Professorin für mittlere und neuere Kunstgeschichte, 1. 10. 1982
1931 in Düsseldorf geboren, Studium der Kunstgeschichte, klassischen Archäologie und Ägyptologie in Köln, München und Bonn, 1966 Promotion in Bonn, danach zehn Jahre am deutschen kunsthistorischen Institut in Rom, 1978 Habilitation, Dozentin in Göttingen und Heidelberg, Professorin in Frankfurt.

Arbeitsgebiete: Karolingische, frühchristliche Kunst in Rom, Monumentalmalerei des 10. und 12. Jahrhunderts in Mittelitalien, Englische und Französische Kunst im Mittel- und Hochmittelalter.



FAKULTÄT FÜR PHILOSOPHIE, WISSENSCHAFTSTHEORIE U. STATISTIK

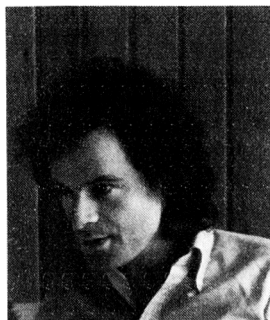
Prof. Dr. Werner Beierwaltes

C 4-Professor für Philosophie, 1. 10. 1982

Nachfolger von Prof. Anton Neuhäusler

1931 in Klingenberg/Main geboren, Studium der Philosophie, klassischen Philologie und Germanistik in München und Würzburg, 1957 Promotion in München, 1963 Habilitation in Würzburg, 1969 o. Professor für Philosophie an der Universität Münster, 1974 an der Universität Freiburg.

Arbeitsgebiete: Philosophie der Antike, bes. Neuplatonismus und Wirkungsgeschichte bis zum Deutschen Idealismus, mittelalterliche Philosophie, Sprachphilosophie, Hermeneutik, Ästhetik.



Prof. Dr. Andreas Kemmerling

C 3-Professor für Analytische Philosophie mit bes. Berücksichtigung der Sprachphilosophie, 1. 4. 1983

1950 in Bad Homburg geboren, Studium der Philosophie in Marburg, Frankfurt und München, 1981 Habilitation in Bielefeld, dort Professor auf Zeit, Gastprofessor in Los Angeles.

Arbeitsgebiete: Sprachphilosophie (insbesondere philosophische Theorie der Bedeutung), Erkenntnis-, Sprechakt- und Handlungstheorie, philosophische Psychologie.



FAKULTÄT FÜR PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

Prof. Dr. Jochen Gerstenmaier

C 3-Professor für Empirische Pädagogik und Pädagogische Psychologie, 1. 11. 1982

Geboren 1943 in Bayreuth, Studium der Soziologie, Psychologie und Pädagogik in Freiburg, 1975 Promotion an der Universität Heidelberg, dort 1972 – 76 Assistent am Erziehungswissenschaftlichen Seminar, 1978 Habilitation an der Universität Bielefeld, 1976 – 82 dort Akad. Oberrat an der Fakultät für Pädagogik.

Arbeitsgebiete: Pädagogisch-psychologische Probleme des Jugendalters, Sozialisationsforschung, Erziehungsberatung, Unterrichtsforschung.



Prof. Dr. Kurt Heller

C 4-Professor für Pädagogisch-psychologische Diagnostik (einschließl. der sonderpäd. Diagnostik), 1. 8. 1982

Neuer Lehrstuhl

1931 In Kulsheim/Baden geboren, Volks- und Sonderschullehrer, Studium in Frankfurt und Heidelberg, 1968 Promotion in Psychologie, bis 1980 Dozent für sonderpädagogische Psychologie in Heidelberg, 1970 o. Professor für Psychologie an der PH Rheinland in Bonn, 1976 an der Universität Köln.

Arbeitsgebiete: Schulpsychologie, Schul- und Studienberatung, Entwicklung von Tests und Modellen zur Schul- und Studieneignung, Psychologische Diagnostik.

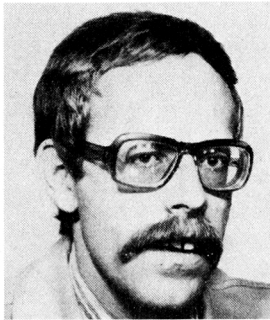


Frau Prof. Dr. Maria-Anna Bäuml-Roßnagl

C 3-Professorin für Grundschuldidaktik, 1. 4. 1983

1945 in Gleisenthal/Pfalz geboren, Studium der Pädagogik, Philosophie und Germanistik für das Lehramt an Volksschulen, Lehrerin, Ausbildungslehrerin, Mentorin, 1973 Assistentin und Studienrätin im Hochschuldienst an der Universität Regensburg, 1977 Promotion.

Arbeitsgebiete: Grundschulpädagogik und -didaktik in der neuen Lehrerbildung, Sachunterricht, Unterrichtsforschung, Unterrichtsmaterialien und Medienprogramme.



PHIL. FAKULTÄT FÜR ALTERTUMSKUNDE UND KULTURWISSENSCHAFTEN

Prof. Dr. Max Martin

C 3-Professor für Vor- und Frühgeschichte, 14. 4. 1983

Geboren 1939 in Füllingsdorf/Schweiz, Studium der Vor- und Frühgeschichte, Klassischen Archäologie und Alten Geschichte in Basel, Freiburg und München, Promotion 1967, Ausgrabungen in Augst, 1968/69 Assistent an der Universität München, seit 1972 Leiter des Römermuseums Augst, 1982 Habilitation in Basel.

Arbeitsgebiete: Spätromische und frühmittelalterliche Archäologie, Merowinger und Wechselbeziehung zum mediterranen Kulturkreis, Nachleben spätantiker Bevölkerungsguppen.



PHIL. FAKULTÄT FÜR SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFT I

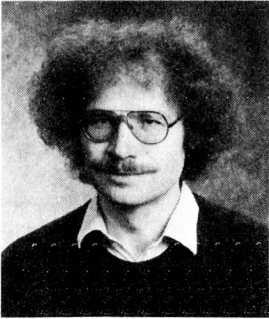
Prof. Dr. Helmut Flashar

C 4-Professor für klassische (griechische) Philologie, 1. 8. 1982

Nachfolger von Prof. Uvo Hölscher

Geboren 1929 in Hamburg, Studium der Klassischen Philologie und Philosophie in Berlin und Tübingen, 1954 Promotion in Tübingen, 1954 – 56 am Platon-Archiv in Hinterzarten, 1961 Habilitation in Tübingen. 1964 o. Professor in Bochum.

Arbeitsgebiete: Antike Philosophie und Griechische Tragödie, ihre Rezeption in Musik und Theater, Griechische Dichtung, Medizin, Fragen der Methodologie der Geisteswissenschaften.



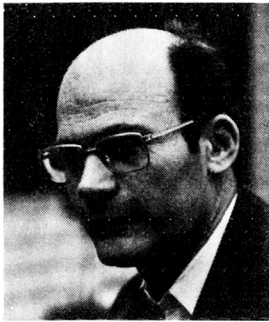
PHIL. FAKULTÄT FÜR SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFT II

Prof. Dr. Dietmar Peil

C 2-Professor für Deutsche Philologie, 1. 10. 1982

1943 in Budsin/Westpr. geboren, Studium der Germanistik, Romanistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Münster und Dijon, Staatsexamen, 1972 Promotion, Referendar, Assistent am Germanistischen Institut der Universität Münster, 1982 Habilitation.

Arbeitsgebiete: Literaturgeschichte, Metapher, historische Metapherologie, Kontinuität literarischer Tradition zwischen Mittelalter und Neuzeit.



FAKULTÄT FÜR MATHEMATIK

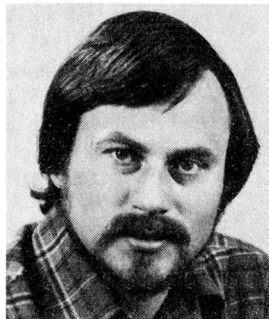
Prof. Dr. Otto Forster

C 4-Professor für Mathematik, 1. 4. 1982

Nachfolger von Prof. Karl Stein

Geboren 1937 in München, 1956/61 Studium der Mathematik und Physik an der LMU, 1961 Promotion, 1965 Habilitation für Mathematik in München, 1968 o. Professor für Mathematik an der Universität Regensburg, 1975 an der Universität Münster, Aufenthalt am Institute for Advanced Studies in Princeton.

Arbeitsgebiete: Komplexe Analyse mehrerer Variabler und Algebraische Geometrie.



FAKULTÄT FÜR PHYSIK

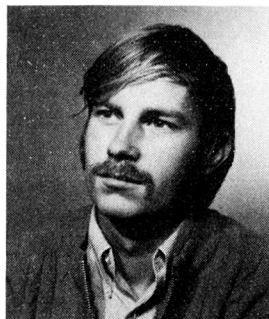
Prof. Dr. Rolf-Peter Kudritzki

C 4-Professor für Astronomie und Astrophysik, 1. 9. 1982

Nachfolger von Prof. Peter Wellmann

1945 in Grömitz/Holstein geboren, Studium der Physik an der TU Berlin, 1973 Promotion in Astrophysik, 1976 Assistent am Institut für Theoretische Physik und Sternwarte der Universität Kiel, 1979 Habilitation.

Arbeitsgebiete: Methoden zur Spektralanalyse heißer Sterne mit entsprechender Datenverarbeitung und Programmentwicklung, Beobachtungstätigkeit an Groß- und Satellitenteleskopen, Erschließen neuer Spektralbereiche außerhalb der Erdatmosphäre.

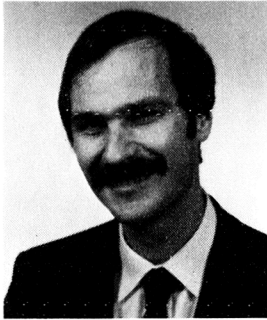


Prof. Dr. Herbert Spohn

C 2-Professor für Theoretische Festkörperphysik, 1. 10. 1982

Geboren 1942 in Tübingen, Studium der Physik in Stuttgart, Oregon (USA) und an der LMU, Diplom, 1975 Promotion, 1975 – 79 Assistent in München, Stipendiat an der Princeton University, 1980 Habilitation an der LMU, 1980 – 82 Heisenberg-Stipendiat, Forschungsaufenthalte in Frankreich und USA.

Arbeitsgebiete: Theoretische Physik, Statistische Mechanik (Nichtgleichgewichtsvorgänge), Stochastische Vielteilchensysteme.



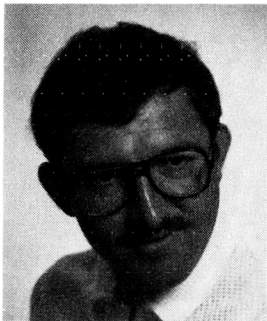
FAKULTÄT FÜR CHEMIE UND PHARMAZIE

Prof. Dr. Hans-Rudolf Pfändler

C 2-Professor für Organische Chemie, 1. 8. 1982

Geboren 1945 in St. Gallen, Studium der Chemie in Basel, dort 1971 Promotion, als Postgraduierter in Japan, 1973 – 79 Forschungsassistent am Woodward-Research-Institute in Basel, seit 1979 in der Forschungsabteilung der Fa. Ciba-Geigy Basel.

Arbeitsgebiete: Organische Reaktionsmechanismen (Cycloadditionsreaktionen), Synthese von Naturstoffen, Penemverbindungen.



FAKULTÄT FÜR BIOLOGIE

Prof. Dr. Reinhard Agerer

C 2-Professor für Systematische Botanik, 1. 9. 1982

Geboren 1947 in Landshut, Studium der Chemie und Biologie an der LMU, Diplom Biologie, 1975 Promotion, 1975 – 82 wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Tübingen, 1981 Habilitation für Botanik.

Arbeitsgebiete: Mykorrhiza (im Bereich „Waldsterben“), ökologische Untersuchungen und systematisch-taxonomische Studien an Pilzen.



Prof. Dr. Harry K. MacWilliams

C 2-Professor für Zoologie-Entwicklungsphysiologie, 1. 3. 1983

1946 in Summitz New Jersey/USA, geboren, Studium der Zellbiologie und Molekulargenetik an der Harvard University (USA), 1972 Promotion in Harvard, Max-Planck-Institut für Virusforschung in Tübingen, 1975 Department of Molecular Biology am Albert Einstein College, New York, 1976 – 83 Ass. Prof. am Department of Anatomy an der University of Massachusetts.

Arbeitsgebiete: Entstehung von räumlichen Zelldifferenzierungsmustern während der Entwicklung von einfachen Tieren, Steuerung der embryonalen Entwicklung (Morphogenese).